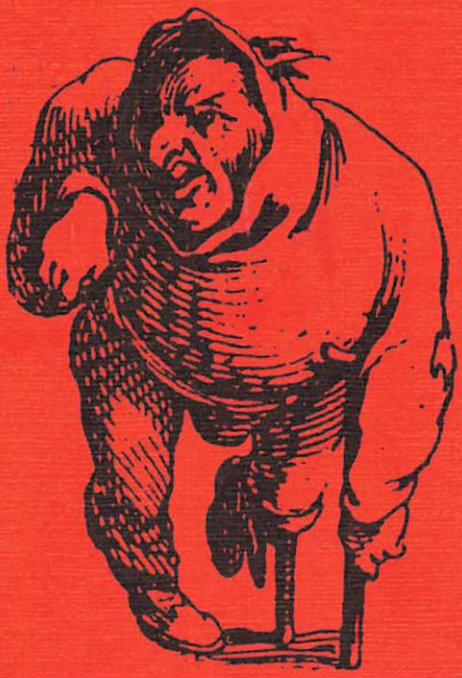
Lothar Sandfort

Esmeralda – ich liebe dich nicht mehr

Behinderte emanzipieren sich



Haag + Herchen

Lothar Sandfort

Esmeralda – ich liebe dich nicht mehr

Behinderte emanzipieren sich

Lothar Sandfort

Esmeralda – ich liebe dich nicht mehr

Behinderte emanzipieren sich

Haag + Herchen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sandfort, Lothar:
Esmeralda – ich liebe dich nicht mehr : Behinderte emanzipieren sich / Lothar Sandfort. – Frankfurt am Main : Haag und Herchen, 1993
ISBN 3-89228-821-6

ISBN 3-89228-821-6
© 1993 by HAAG + HERCHEN Verlag GmbH,
Fichardstraße 30, 6000 Frankfurt am Main 1
Alle Rechte vorbehalten
Produktion: Herchen KG, Frankfurt am Main
Satz: W. Niederland, Frankfurt am Main
Herstellung: Difo-Druck GmbH, Bamberg
Printed in Germany

Verlagsnummer 1821

INHALT

FRAGEN (EINLEITUNG) 7

– Quasimodos Scheidung 10

BEWEGUNG 13

BEHINDERUNG ALS VERLUST 15

– Expedition 17

AUSGEWIESEN IN EIN FREMDES LAND 19

– Bis hierher und nicht weiter 27

ZEIT RELATIVER DULDUNG 29

– Bis zum Hals im Schnee von gestern 33

DER GEGNER SITZT TIEFER 36

HEROS UND LEPROS 38

– Schwarze Milch 43

DEM HEROS ENTGEGEN 45

DEM LEPROS ENTGEHEN 48

– Der erste Repräsentant unseres Staates 63

DER LEPROS UND DIE GESELLSCHAFTSKRITIK . 66

–Das denkt doch jeder 70

GEGENWEHR 72

– Marsha sprengt die Ketten 83

DER EMANZIPATORISCHE AUFBRUCH 86

– Ohne zu wissen 94

Literaturverzeichnis 97

FRAGEN

1980 war das Jahr, in dem zum ersten Mal eine Urlauberin vom Frankfurter Landgericht Schadensersatz dafür zugesprochen bekam, daß sie in ihrem Urlaubshotel mit Behinderten zusammenleben mußte. Daraufhin gab es die erste große Demonstration der Behindertenbewegung mit über 5000 Teilnehmenden. Die bisher vereinzelten bewegten und bewegenden Initiativen kamen zu einem gewaltigen Aufzug zusammen. Das war ein Gefühl von Macht und Stärke, dessen Faszination einen – einmal erlebt – nicht mehr losläßt. Das treibt die Kräfte zusammen.

1980 war ich bereits neun Jahre behindert. Das war für mich aber erst die Zeit, in der ich wirklich Antworten auf meine vielen Fragen wollte. Wieso kann jemand für den Kontakt mit Behinderten Schadensersatz fordern und auch zugesprochen bekommen? Welche Logik steckt darin, welche Psycho-Logik? Warum werden Behinderte isoliert? Warum antworten so viele Nichtbehinderte, sie würden lieber tot sein als behindert? Warum hatte ich als Nichtbehinderter genauso gedacht und warum als Behinderter nicht mehr? Warum war ich als Nichtbehinderter Behinderten aus dem Wege gegangen? Warum suchte ich erst nach neun Jahren wirklich Antworten und hatte doch immer noch Angst vor ihnen?

Solche Fragen waren Ausgangspunkt meines Engagements in der damals gerade entstehenden emanzipatorischen Behindertenbewegung. Die Aktiven, von denen sie getragen wurde, suchten nicht nur die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner; sie wagten auch die Auseinandersetzung mit sich selbst. Leider nicht sehr lange. Warum das so war, soll dieses Buch unter anderem erklären.

Für mich war die Mitarbeit in der Bewegung immer auch eine Suche nach Erklärungen. Wenn ich mich erfolgreich

emanzipieren will, muß ich erst einmal wissen wovon. Den Verursacher von Diskriminierung einfach im Nichtbehinderten, im Kapitalismus oder im Mitleid zu sehen: das war mir zuwenig. Das Erklärungsmodell dieses Buches ist Ergebnis dieser Bewegungsarbeit über zwanzig Jahre. Viele Einzelgedanken sind Ideen anderer Mitstreiter und Mitstreiterinnen in vielen und langen Diskussionen, für die ich mich bedanke.

Zusätzlich habe ich eine Reihe von Interviews mit Querschnittgelähmten geführt. Ihre Erfahrungen und Einschätzungen habe ich nach in meinem Psychologiestudium erlernten Methoden ausgewertet. Das Ergebnis war für mein Verstehen sehr hilfreich.

An den persönlichen Erfahrungen meiner Interviewpartner und an meinen eigenen setzt das Erklärungsmodell an, das ich in diesem Buch beschreibe.

Die poetischen Beiträge verstehe ich als Gebrauchspoesie. Sie sollen den theoretischen Text versinnlichen. Diese Gebrauchspoesie hat konkrete Entsprechungen im beschreibenden Teil. Doch habe ich sie räumlich nicht zugeordnet. Analyse und Beschreibung auf der einen und Versinnlichung auf der anderen Seite sollen ein Spannungsverhältnis bieten, in das Leser und Leserin die eigene Geschichte einbringen können.

Besondere Hochachtung habe ich vor Victor Hugos Werk »Der Glöckner von Notre-Dame«, geschrieben 1831, bis heute in alle Kultursprachen übersetzt und Vorlage für einen ergreifenden Film. Hugo hat eine Polarität des Heros-Lepros-Modells aufgegriffen: Vollkommene Schönheit und vollkommene Häßlichkeit. Quasimodo ist einer von uns. Ich nutze sein Schicksal und das Esmeraldas zur Verdeutlichung meiner Thesen.

Ich wünsche mir, mit diesem Buch zur Aufklärung vieler Phänomene beizutragen. Ich wünsche mir, daß dadurch viele Behinderte den Schritt zur Auseinandersetzung mit sich wagen und letztlich emanzipierter mit ihrem behinderten Leben umgehen können. Dieses Buch ist keine Anleitung zur Emanzipation, eher eine Anregung, eine Anstiftung dazu.

Ich wünsche mir, dazu beitragen zu können, daß die deutsche Behindertenbewegung zu ihrem alten Schwung zurückfinden kann. Denn heute, 1993, steht sie nach vielen Jahren des Erfolges vor Phänomenen, die ihre Aktionen als erfolglos erscheinen lassen. Wieder haben Touristen erfolgreich eine Preisreduzierung einklagen können, weil sie in einem Hotel gemeinsam mit Behinderten wohnten. 1992, 12 Jahre nach dem ersten Prozeß dieser Art, urteilt ein Richter am Amtsgericht Flensburg (AZ: 63 C 265/92): »Der unausweichliche Anblick der Behinderten auf engem Raum bei jeder Mahlzeit verursachte Ekel und erinnerte ständig in einem ungewöhnlich eindringlichen Maße an die Möglichkeiten menschlichen Leidens.«

Gleichzeitig berichten die Medien von den ersten Übergriffen rechtsradikaler Kräfte auf Behinderte, von Beschimpfungen, von körperlichen Angriffen und von Bespucken. Eine ähnliche starke Reaktion von Behinderten und ihren Freunden wie im Jahre 1980 blieb aus.

QUASIMODOS SCHEIDUNG

Ich schlage das Buch zu mit einem lauten »Nein!«. Meine Augen schmerzen. Es ist spät geworden in meinem Sessel und so ruhig.
Es ließ mich nicht los, das Buch. Es läßt mich nicht los.

Der Schluß ist gradezu genial. Quasimodo hat sich zur gehängten Esmeralda gelegt und dort ausgeharrt bis ihre Skelette zu Staub zerfallen. Victor Hugo nennt das »Quasimodos Hochzeit«. Genial.

Hochzeit in der Gruft. Quasimodo wird eins mit Esmeralda im Tode, nur im Tode. Nichtexistierende Vereinigung. Genau. Nur so geht das. Nur so stimmt das.

»Victor Hugo«, Ehrfurcht höre ich in meiner Stimme. Meine rechte Hand streicht über das Buch. Hat er sein Werk, hat er diesen »vollkommen häßlichen« Quasimodo geliebt – und die »vollkommen schöne« Esmeralda? Hat er sie überhaupt geschaffen?

Nein, er hat sie erspürt, er hat sie erkannt, – und sich und mich zugleich.

Ich schalte das Licht aus, bin müde. Dunkelheit. Dunkel wie in einem Grab. »Qua-si-mo-do«, höre ich mich sagen und werde unruhig, fühle Wut und Trauer. Warum mußte er sich so erniedrigen?

Warum erniedrigen wir uns so oft? Wie oft bin ich dir schon begegnet, Quasimodo! Wie oft warst du in mir!

Quasimodo, du lebst, ich weiß es.
Ein Poet kann dich nicht sterben lassen.

Du lebst,
denn ich leide an dir,
an Euch.

Du liebst sie immer noch, nicht wahr?

Wie du dich für sie demütigst.
Wie ein Hund bist du ihr ergeben.
Dafür verachtet sie dich,
fürchtet dich wie ein Ungeheuer.

Du bist kein Dämon, Quasimodo.
Ein Dämon hat keine Wunden.

Höre wie du deine Glocken liebst,
fühle wie du den Haß erträgst,
sieh wie du kämpfst – für dein Ziel.

Nein, mein Lieber,
da ist auch Achtung vor dir selbst.
Erinnere dich!
Du hattest ihr zwei Vasen hingestellt.
Die eine, die verbeulte, hielt den Blumen das Wasser.
Die andere, die schöne, ließ die Blumen vertrocknen.

Wie hättest du dich schöner beschreiben können?

Sie nahm die vertrockneten Blumen an ihr Herz.
Das kannst du doch nicht verzeihen.

Warum liebst du sie noch?

Laß' die Lerche und sieh die Schönheit der Eule.
Wir sind alle schön, wir sind alle schön!

Sag' das, Quasimodo! Sag', daß du schön bist!
Du bist wild, bist entschlossen, du hast Mut.
Was sie für dich tat, hätte sie jedem getan.

Steh auf, steh auf.

Steh auf!

Komm Bruder,
Schwacher, Starker, Heiliger,
Hassender, Kluger und Tor,
tu es für mich,
tu es für dich und sie,
schau sie an
und schrei!
Schrei wie ich:

Esmeralda,
ich liebe dich nicht mehr!

BEWEGUNG

Ernst Klee, nichtbehinderter Journalist und Buchautor, ist eng mit der Bündelung des Widerstandes behinderter Menschen in der Bundesrepublik Deutschland zu einer Bewegung verbunden. Er plante die ersten Aktionen mit, in denen wir uns fanden. Er machte uns mit seinen Büchern Mut, selbstbestimmter unsere Interessen zu vertreten.

Die Bewegung wuchs mit ihm auf und war erwachsen, als sie sich gegen ihn wandte. Ernst Klee hat sich darüber gewundert. Nach heftigen Angriffen aus der noch jungen Bewegung zog er sich von den Aktionen zurück. Nicht ohne Frustration. Das Paradox, daß ein Nichtbehinderter Symbolfigur der Behindertenbewegung war, wurde unhaltbar. Wie ein weißer Martin Luther-King nicht denkbar ist, und wie ein männlicher Fürsprecher der Frauenemanzipation immer eine erbärmliche Figur abgibt, so können Nichtbehinderte nie authentisch unser Wort führen. Das können wir nicht erlauben, wenn wir glaubwürdig sein wollen.

Damals, 1980/81 gab es zwischen den bewegten Behinderten geradezu tragische Auseinandersetzungen. Da waren auf der einen Seite die, die in Initiativen Behinderter und Nichtbehinderter aktiv waren; auf der anderen Seite standen die, die aus ihren Gruppen – den Krüppelgruppen – Nichtbehinderte konsequent ausschlossen. Mitte 1981 spaltete sich die Bewegung. Das noch gemeinsam vorbereitete Krüppeltribunal, 1981 in Dortmund, wurde dann von den Krüppelgruppen boykottiert.

Die übriggebliebenen Aktivsten der beiden ehemaligen »Lager« treffen sich längst wieder gemeinsam im »Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen«, obwohl es die Krüppelgruppen inzwischen nicht mehr gibt. Bei den Treffen dieses Forums sind regelmäßig Nichtbehinderte dabei, ohne daß

das zu Konflikten führt. Es ist nicht mehr nötig, die Nichtbehinderten auszuschließen. Die Entscheidungsdominanz dieses Gremiums liegt ganz sicher bei den Behinderten selbst.

Dazwischen liegen jetzt mehr als zwölf Jahre. Der Kern der behindertenbewegten Aktiven ist klein geblieben. Trotz wirkungsvoller Aktionen und guter Erfolge all die Jahre ist die Geschichte der emanzipatorischen Behindertenbewegung bisher die einer avantgardistischen Bewegung. Diese Vorhut gibt es in vielen Ländern Europas, in Japan und in den Vereinigten Staaten. In den letzten Jahren ist es zu wirkungsvollen internationalen Kontakten und Vernetzungen gekommen.

Dennoch steht der eigentliche emanzipatorische Schub noch aus. Viel zu wenig Behinderte lassen sich auf den mühsamen Befreiungskampf ein. Zu übermächtig scheint die Diktatur der Normalität. Viel zu viele Behinderte schlucken die alltäglichen kleinen und großen Diskriminierungen, beugen sich der Aussonderung und verdrängen ihre Abnormalität. Die Unverschämtheiten des Normalen werden einfach hingenommen, ertragen oder verdrängt.

Unfaßbar ist das!

BEHINDERUNG ALS VERLUST

Oder ist das oben beschriebene Verhalten doch begreifbar? Die Querschnittgelähmten, die ich befragte, beschrieben viele Momente tiefer Erniedrigung – besonders oft in der ersten Rehabilitationszeit. Es kam bei allen zu tief erschütternden Erlebnissen, durch die sie sich »wertlos, elend, wie ein Tier, wie ein Säugling, nicht mehr als richtiger Mensch« fühlten.

Das Gefühl von Hilflosigkeit und Abhängigkeit, das Gefühl, lästig, unattraktiv zu sein und »nichts mehr machen zu können«, wurde als Hauptproblem dieser Erfahrungen genannt. Bei der Frage »Was wäre, wenn das so bliebe« stellten sich regelmäßig Schreckensvisionen von einem Leben in Isolation, in Mitleid und ohne Freude ein.

Eine Interviewte beschreibt, sie habe sich anfangs in einer stillen, weißgestrichenen Kammer gesehen. Sie lag ständig flach, und immer mußte jemand um sie herumhüpfen, um sie zu füttern, ihr die Zeitung hinzulegen und ähnliches. »Ein Leben in Hilflosigkeit und Abhängigkeit, mit Bewegungsunfähigkeit, ohne Erlebnisse, ohne Perspektiven in Bezug auf Laufen und Beziehungen, jahrelange, jahrzehntelange Rumliegerei« blühte ihr nach ihren Vorstellungen. Ein Leben als Behinderter bedeutet nach einer derartigen Vorstellung den Verlust von Spaß, von genußvollen Erlebnissen: den VERLUST von LUST. Dabei meint LUST nicht nur sexuelle Befriedigung.

Solche Schreckensvisionen von einem zukünftigem Leben malten sich die Interviewten mehr oder weniger deutlich aus. Diese waren begleitet von Ängsten, ausgeschlossen, abgeschoben oder verlassen zu werden: von Ehepartnern oder der ganzen Familie, von Freunden und Bekannten, für die sich die Befragten nun wertlos und gar lästig glaubten. Wenn auch

nicht sofort, – mit der Zeit – irgendwann würde es auch den nahestehenden Menschen zuviel.

Woher kommen diese Ängste, woher kommt die Angst, ausgestoßen zu werden? Weil das immer schon so war? Hilft eine geschichtliche Betrachtung? Immerhin sind Behinderte schon in der Urzeit von ihren Volksgruppen ausgestoßen worden. Behinderung bedeutete damals – wenn nicht den Tod – das absolute Elend. Das Wort »Elend« drückt sehr treffend eine von der Gesellschaft als lebensgesetzlich angesehene Folge von Behindertsein aus: Etymologisch bedeutet Elend »In fremdem Land, ausgewiesen«.

EXPEDITION

Viele sind nach einiger Zeit wiedergekommen,
viele Frauen,
viele Schwarze,
viele Schwule darunter.
Ich habe ihre Berichte begierig gelesen.

Ich meine nicht die Kaufleute und Entdecker,
nicht die, die auszogen, um auszubeuten.
Ich meine die Ausgebeuteten, die,
die ihre Fußfesseln loswerden wollten.

Sie sind auch eher emigriert,
glaube ich.
Doch sie sind zurückgekommen.
Nicht alle.

Sie haben von Orten erzählt,
an denen sie wirklich frei waren,
und stolz.
Die Scham sei dort vorbei.

Sie sind zurückgekommen,
weil sie eigentlich nie
freiwillig
von ihrer Heimat lassen wollten.

Sie haben es wieder versucht,
mit Erfahrungen, die sie verändert hatten.
Die sie selbst hier frei sein lassen.
Emanzipiertsein nennen sie das.

Doch Expeditionen können scheitern.
Wer gibt mir die Sicherheit?

Ich kann mich verlieren und
den Spatzen in der Hand.

Und außerdem,
ihnen ging es schlechter als mir,
und außerdem,
im Grunde fehlt mir doch nichts,
und außerdem
bin ich für meinen Schmerz selbst verantwortlich.

Ich bin so empfindlich.

Ich bin doch empfindsam –
nicht die Fessel.

AUSGEWIESEN IN EIN FREMDES LAND

Zur Geschichte behinderter Menschen gibt es ein paar Untersuchungen. Aus ihnen ist ersichtlich, daß Diskriminierung, Aussonderung oder gar Vernichtung Behinderter nicht Momente der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart sind, sondern bereits in der Antike und früher beobachtet wurden.

Über viele Jahrhunderte hinweg waren die Voraussetzungen für Behinderte so schlecht, daß sie maximal ihr Überleben erreichen konnten. Der Überlebenskampf gestaltete sich in den verschiedenen Epochen sehr unterschiedlich. Durchgehend jedoch gehörten die Behinderten nicht voll der Gesellschaft an – bis zum Einsetzen der neuzeitlichen Demokratie. Sie galten stets als Ballastexistenzen: es galt sie entweder auszumerzen, oder ihnen mußte aus unterschiedlichen Motivationen »geholfen« werden.

Aus wirtschaftlichen Gründen sahen sich viele Naturvölker gezwungen, die Mitgliederzahl des Stammes klein zu halten. Nicht alle Menschen konnten zu allen Zeiten ernährt werden. Damit die Gemeinschaft überlebte, wurde eine Auslese vorgenommen. In den Fällen, in denen nicht mehr genug Nahrung für alle Gemeinschaftsmitglieder produziert werden konnte, wurden die »Unproduktiven« ausgeschlossen: die Behinderten (1).

Bei den schon weiterentwickelten Germanen war die Aussetzung (gleichzusetzen mit Tötung) behinderter Kinder weit verbreitet. Der Grund wird in der Literatur ebenfalls mit ökonomischen Mißständen angegeben: mit der Armut des Familienverbandes. Der Familienvater hatte zu entscheiden, ob er das Kind annehmen wollte oder nicht. Das Recht auf Aussetzung war gesetzlich verankert. Mit Armut wurde der Mord an behinderten Kinder legitimiert, Aussetzung galt nur als etwas Unsittliches, wenn sie von Reichen praktiziert wurde (2). Der

Begriff »unsittlich« zeigt, daß auch hier keine Verurteilung stattfand. Aussetzung wurde nicht wie ein Verbrechen geahndet.

In Sparta lag die Entscheidung über Leben oder Tod Behinderter in den Händen des Staates. Der Kriegerstaat hatte sich Kampfbereitschaft und Kriegsfähigkeit als Ziel der Erziehung gesetzt. Es fand kein Leben für die Familie, sondern für die nationale Gemeinschaft statt. Diejenigen, die körperliche Mängel aufwiesen, waren für diese Gemeinschaft nutzlos und wurden vom Felsen Taygetos zu Tode gestürzt. Das Kriterium der Nützlichkeit für die Gemeinschaft war auch im antiken Griechenland vorherrschend und bestimmte den Wert des Menschen. Einige Behinderte wurden als Sklaven gehalten; verkrüppelte Frauen wurden zur Prostitution gezwungen. Auch für das römische Imperium trafen Ideale wie ökonomische Verwertbarkeit oder Kriegsfähigkeit zu. Entweder wurden Behinderte zu Sklaven aufgezogen oder bereits als Kinder in den Tiber geworfen. Der Philosoph Seneca sprach in diesem Zusammenhang nicht von Zorn, sondern von Vernunft: »...Untaugliches von Gesundem zu scheiden.« (3). Da die Römer aber an der Erhaltung der Kampfmoral interessiert waren, vollzogen sie eine Trennung von Kriegskrüppeln und Verkrüppelt-Geborenen. Der Krieger mußte sicher sein, im Falle einer Verwundung nicht dem Elend verfallen zu müssen. Zur Versorgung der Krieger wurden Krankenanstalten errichtet, während die Tötung behinderter Neugeborener nach wie vor praktiziert wurde.

Die christliche Nächstenliebe

Erst unter Kaiser Konstantin, um die Wende vom 3. zum 4. nachchristlichen Jahrhundert, wurde die Kindesaussetzung untersagt.

Mit dem Aufkommen des Christentums veränderte sich die Situation der Behinderten. Sie wurden nicht mehr unentwegt verstoßen oder getötet, sondern als Wesen angesehen, denen aus Mitleid geholfen werden mußte. Die Caritas – Nächstenliebe – erhielt ihre Verbreitung in der Welt. Fortan mußten die Behinderten nicht mehr um das bloße Überleben kämpfen. »Das Christentum bewahrte sie vor dem Tod, bescherte ihnen aber nicht das Leben!« (4) Es entstanden von Christen unterhaltene Pflegehäuser und Armenasyle. Damit begann die institutionelle Realisierung des christlichen Caritasgedankens. Klöster und Stifte übernahmen die Pflege und Ernährung von Armen, Kranken und Behinderten.

Eine weitere Veränderung in der Einstellung zu Behinderten vollzog sich während des Spätmittelalters. Der Glaube, daß Krankheit eine Folgeerscheinung begangener Sünden sei, spitzte sich zu. In zunehmenden Maße wurden Behinderte als Teufelskinder oder Wesen fremder Welten betrachtet. Die Religionslehre dieser Zeit unterstützte diese Sichtweise: »Wer mit den Göttern in Einklang lebt, ist gesund und glücklich, wer die Gebote mißachtet, wird krank.« (5) Die Verantwortung für das Schicksal wurde individualisiert und den Betroffenen selbst zugeschoben. Obwohl zu dieser Zeit das moralische Anrecht auf Unterstützung bestand, wurde es vielen Behinderten verwehrt. Zu sehr hatte sich der Glaube, daß Behinderte Träger von Unheil seien, verfestigt. Jenen, die den Scheiterhaufen oder Siechenhäusern entkamen und in der Gemeinschaft geduldet wurden blieb als Überlebensmöglichkeit, sich als Hofnarren der Belustigung auszuliefern oder zu betteln. Einige wenige fanden Schutz in Klöstern.

Die Reformation ließ die Barmherzigkeit der Bevölkerung jedoch wieder enorm steigen. Ein Wesenszug der Reformation war die Konzentration auf die Bibeltexte. Die übermittelten Taten Jesu galten als Vorbild. Jesus hatte sich nicht nur den Armen, sondern gerade den Behinderten zugewandt.

Auch der Reichtum der Kirche und seine Perversionen hatten ja zur Entstehung der Reformation beigetragen. Das Almosen bekam wieder ursprünglichen Glanz und ernährte viele Behinderte, bedeutete für viele Menschen aber auch grausame Folter. Denn die Gewißheit, daß Behinderte mehr Almosen erhielten, und die weitverbreitete große Not führten dazu, daß viele Eltern ihre Kinder künstlich verkrüppelten und zum Betteln dressierten. Denn es gab Unterschiede innerhalb der Gruppe der Bettler. Zwar bedeutete ein Dasein als Bettler immer, am Existenzminimum zu leben. Die behinderten Bettler waren jedoch materiell bessergestellt als die nichtbehinderten Bettler.

Behinderte waren das Objekt christlicher Nächstenliebe, doch die Theorie, nach der Behinderung als Ausfluß des Bösen zu sehen sei, lebte gleichzeitig fort. Als Wechselbälger wurden geistig und körperlich behinderte Kinder bezeichnet, die – so glaubte man – in den ersten Tagen nach ihrer Geburt der Mutter vom Teufel untergeschoben wurden. Das leibliche Kind wurde angeblich entführt. Auch Martin Luther war diesem Aberglauben verfallen und wollte selbst ein Krüppelkind ertränken (6).

Die zunehmende Orientierung am ökonomischen Erfolg im 15. und 16. Jahrhundert (politischer Aufstieg der Städte) und die zunehmende Wettbewerbsorientierung verschlechterten die Situation der Behinderten. In Augsburg wurden zum Beispiel alle Armen und Bettler eine Zeit aus der Stadt verbannt (7). Wieder ging es Behinderten um das reine Überleben, da ihnen ihre Einnahmequellen, die Almosen, entzogen wurden.

Die Ghettos der Aufklärung

Das besserte sich erst, als mit der Epoche der Aufklärung Toleranz als menschliche Tugend einen hohen Stellenwert einnahm. An die Stelle der Vertreibung von Behinderten trat allmählich die Gründung staatliche Anstalten, in denen Behinderte ein lebenslanges Unterkommen fanden: 1778 die erste orthopädische Heilanstalt in Orp (Kanton Waadt), im gleichen Jahr die erste Taubstummenanstalt in Leipzig, 1861 das erste deutsche orthopädische Institut in Würzburg, 1816 in der Nähe von Salzburg die erste Anstalt für schwachsinnige Kinder. (8) Der Bau dieser Institutionen wurde von der Gesellschaft finanziell unterstützt. Diese war jedoch nicht an einer Förderung der Behinderten interessiert. Für sie stand im Vordergrund, den Anblick Behinderter im öffentlichen Leben zu verhindern. »Der widrige Anblick solcher Unglücklichen muß dem öffentlichen Verkehr entzogen bleiben, denn der Eindruck auf Empfindsame und Schwangere ist höchst bedenklich.« (9) Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden die ersten Klassen für Sehbehinderte, Schwerhörige und Sprachgestörte. Sondereinrichtungen, die nun Behinderte auch fördern sollten.

Die zunehmende Aufmerksamkeit für die Lehren des englischen Biologen Charles Darwin entfachte dann die Diskussion über »unwertes Leben« neu. Darwin hatte die Entwicklung der Lebensformen als Existenzkampf interpretiert. Nach seiner Selektionstheorie überleben die Starken, während die Schwachen zum Untergang bestimmt sind. Sinn sei die ständige Weiter- und Höherentwicklung der Rasse. Ausgehend von diesen Theorien prägten Erb- und Rassenlehre nun die »Behindertenbetreuung«.

Deutsche Rassehygieniker sahen die Fortentwicklung der edlen und gesunden germanischen Rasse gefährdet. Sie vertraten die Auffassung, den Trägern kranken Erbgutes sei die

Ehe und der Geschlechtsverkehr zu verbieten. Als zusätzliche Vorsorge vor Schwangerschaften wurde eine Zwangsasylierung vorgeschlagen: die nach Geschlechtern getrennte Einweisung in Anstalten. Auch zwangsweise durchgeführte Sterilisationen waren ein Ausdruck dieser behindertenfeindlichen Ideologie, an deren Ausbreitung Juristen, Ärzte und Sonderpädagogen besonders beteiligt waren. Der Mediziner und Nationalökonom Alfred Ploetz schrieb: »Stellt sich heraus, daß das Neugeborene ein schwächliches und mißratenes Kind ist, so wird ihm vom Ärzte-Kollegium... ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dosis Morphium.« (10) Das Verfahren der Euthanasie des 20. Jahrhunderts wurde hier vorbereitet. Die schon in der Antike gängige Einschätzung des Behinderten als minderwertiges Individuum war mit dem Darwinismus scheinbar wissenschaftlich untermauert worden. Der Jurist Karl Binding und der Mediziner Alfred Hoche befürworteten die Ideen des Sozialdarwinismus. Sie beriefen sich in ihrer Publikation »Die Freigabe der Vernichtung unwerten Lebens« darauf. In diesem Werk bezeichneten sie das Leben Behinderter als völlig zwecklos und das Spritzen einer tödlichen Überdosis als reine Heilbehandlung. Mit der Vernichtung »unheilbarer Blödsinniger« würde der Gesellschaft eine schwere Last genommen. (11) Die Belastung für die Gesellschaft sahen Binding und Hoche in der völligen Hilflosigkeit, der daraus resultierenden Notwendigkeit der Versorgung durch andere und in der Unproduktivität der Behinderten. Die von ihnen aufgestellten Kosten-Nutzen-Rechnungen fanden besonders in Wirtschaftskreisen große Anerkennung.

Die Euthanasie im Nationalsozialismus

Ihre Ausführungen wurden nicht nur gedanklich aufgegriffen, sondern im deutschen Faschismus »perfekt« in die Tat

umgesetzt. Kosten-Nutzen-Rechnungen und das rassistische Gedankengut bereiteten das Todesurteil für mehr als hunderttausend Behinderte während des Dritten Reiches vor. Ziel der Nationalsozialisten war ein reines, gesundes deutsches Reich. Um dieses Ziel zu erreichen, waren ihnen alle Mittel recht. Ein Weg, den völkischen Staat von seinen krankhaften Erbanlagen zu befreien, war die Zwangssterilisation. Die »Unfruchtbarmachung«, wie dieser Eingriff damals genannt wurde, verhindere Elend und Leid und sei ein Werk christlicher Nächstenliebe. Dies propagierte 1933 das Amt für Volksgesundheit der NSDAP. Es verharmloste den Eingriff, bei dem viele Menschen starben und nannte diejenigen, die ihre Mitarbeit verweigerten, Verräter des Volkes. Hitler selbst nannte die Sterilisation, die in dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« verankert war, sogar die humanste Tat der Menschheit.

Die Zwangssterilisation war aber nur ein Weg zur »Reinerhaltung des deutschen Volkes«. Der andere war – wie schon genannt – geplante Vernichtung (Euthanasie). Mit der Tötung eines behinderten Jungen in Leipzig 1939, für die Hitler ausdrücklich die Verantwortung übernahm, war die »Kinder-Aktion« geboren. Die Reichsleiter Bouhler und Brandt wurden beauftragt, zukünftig ähnlich zu handeln. Ein Ministerialerlaß verpflichtete Hebammen und Geburtshelfer, idiotische, mißgebildete und gelähmte Neugeborene den Gesundheitsämtern zu melden. Um die Jahreswende 1939/40 begann die Ermordung Erwachsener. Sie wurden vergast, zu Tode gespritzt oder starben den Hungertod. In der Benachrichtigung, die die Angehörigen aus den Anstalten erhielten, wurde eine Krankheit der Verstorbenen vorgetäuscht; sie seien angeblich auf Grund der Seuchengefahr sofort eingeäschert worden. (12)

Behinderte wurden über Jahrhunderte hinweg als minderwertig betrachtet; sie wurden diskriminiert, gequält oder gar ver-

nichtet. All dies fand seinen letzten Höhepunkt im Faschismus des 20. Jahrhunderts. Heute spricht vieles dafür, daß weitere Höhepunkte folgen werden, nicht nur die Übergriffe der Neo- Faschisten.

BIS HIERHER UND NICHT WEITER

Ich hab es geschafft! Hab es durchgestanden. Das muß ich Euch erzählen. Immer wieder ist es mir passiert, wenn ich ausging in Restaurants, Kneipen. Einmal bei der Besichtigung der Düsseldorfer Altstadt. Im Kölner Karneval, schon hundertfach. Plötzlich greift jemand von hinten meinen Rollstuhl und schiebt. »Wo willste hin, Jung?«, hör ich dann nur, »Ich schieb dich. Das machen wir!« – und ab geht's. Wieder ein Besoffener, vom Mitleid getrieben. Eine Reaktion ist kaum möglich; sie schieben mit aller Kraft. Auf sie einzureden hat wenig Zweck. Ich kann mich nicht richtig umdrehen, rede nach vorn, und sie hören doch nicht zu. Selbst wenn ich sie erreichen konnte – wenn sie nicht besoffen sind zum Beispiel – habe ich es nicht getan. Ich hab immer gedacht, daß sie mir ja eigentlich nichts Böses wollen. Sie können doch nichts dafür. Meistens hab ich dann eine nahe Kneipe oder ein Auto als Ziel genannt. Dann war ich sie los.

Einmal habe ich mich durch die ganze Stadt schieben lassen. Ich habe mich mit einem Menschen unterhalten, den ich erst sah, als er mich losließ. Ich habe über Dinge geredet, die mich nicht interessierten. Mich zu wehren, dachte ich, ist doch undankbar. Vielleicht denken die anderen, ich wolle mir nur nicht helfen lassen, weil mir meine Behinderung was ausmacht. Blöd, was? Aber als ich einmal ins Auto einsteigen wollte, kam eine Frau und fragte, ob sie mir helfen könne. »Nein, danke!«, sagte ich. Sie ging aber nicht. Oh, wie ich das hasse.

Ich hatte es aber damals eilig. Wenn ich Zeit habe, lasse ich mir ja auch schon mal helfen. Zeige den Leuten, was sie tun müssen: wie der Rollstuhl zusammengeklappt und wie er hinter den Beifahrersitz verstaut wird. Die Leute sind dann froh und freuen sich. Vielleicht nimmt ihnen das die Angst vor Behinderten noch ein bißchen mehr. Aber damals hatte ich es

eilig. Sag also: »Nein, danke!« Aber die bleibt. Ich ärgere mich, greife den Rollstuhl falsch und bleibe hängen. Sofort packt die zu und sagt: »Nun lassen Sie sich doch helfen, oder sind Sie empfindlich?« Scheiße! Nichts, keine Antwort, keine Anschnauzerei. Ich hab einfach geschluckt und noch brav »Auf Wiedersehen« gesagt.

Aber heute: Wieder packt mich einer von hinten, ich greife in die Räder, will halten, es geht nicht. Aber ich krieg den Rollstuhl kurz linksrum und gleich wieder rechtsrum, entwische und stoppe. Sagt der: »Was denn, was denn? Ich hab kein Mitleid. Denkste, ich hab Mitleid?« Und ich sag einfach »Kümmer' Dich um Deine Sachen« – und haue ab. Da stand er da, ganz belämmert. Toll war das, einfach toll.

ZEIT RELATIVER DULDUNG

Behinderte wurden in der Vergangenheit geächtet, getötet, verbannt. Sie wurden geduldet, wenn sie für irgendetwas nützlich waren. Man ließ sie wegen des eigenen Seelenheils oder aufgrund der weltlichen Imagepflege des guten Christenmenschen leben, nicht aber ihrer selbst willen.

Welche Motive verbergen sich z.B. hinter der sogenannten christlichen Wohltätigkeit? Zum einen wohl die Sicherung des Lebens nach dem Tode. Die Liebe zum Nächsten war Zeichen der Nachfolge Christi, sie ebnete den Weg ins Himmelreich. Dazu kam die Beweisnot der reichwerdenden Kirche und der reichen Christen. Denn von Jesus Christus war das Wort überliefert, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr komme als ein Reicher in den Himmel. Es gab in der Christenheit über Jahrhunderte hinweg sogar einen heftigen und blutigen Streit darüber, ob ein Christ überhaupt etwas besitzen dürfe. Andererseits hatte Jesus auch die Seeligkeit der Wohltat verkündet. Durch Wohltätigkeit, zum Beispiel in Form von Almosen sollte das christliche Tun öffentlich demonstriert werden: das Opfer als Reservierungsrate, Versicherung und Beweismittel. Der Ausschluß Behinderter aus der Gesellschaft blieb bestehen.

Jedoch verlor mit zunehmender Säkularisierung des öffentlichen Bewußtseins behindertes Leben diese lebensrettende Rolle. Wenn die Motive für die Nichttötung Behinderter auch nicht der reinen Nächstenliebe entsprangen, retteten diese Gründe ihnen immerhin das Leben. Heute wird das Leben behinderter Menschen wieder von einigen Wissenschaftlern als sinnloses Leiden definiert. Derartige Auffassungen werden weltweit unter Führung des Utilitaristen Peter Singer aus Australien propagiert. Utilitarismus wird die philosophische Lehre genannt, die im Nützlichen die Grundlage und Ausrichtung des sittlichen Verhaltens sieht. Ideale Werte, wie das

unbedingte Lebensrecht jedes Menschens, werden nur anerkannt, wenn sie einen Nutzen haben.

Neue Theorien drohen neue Verhinderungen und Beseitigungen von behindertem Leben an. Sterbehilfe, Gentechnologie, pränatale Diagnostik und eugenische Indikation zum Schwangerschaftsabbruch sind – und werden stärker noch – die modernen Mittel.

Doch zur Zeit machen die Setzungen der modernen Demokratie noch die in vergangenen Jahrhunderten übliche Leichtfertigkeit bei der Beseitigung und Verbannung unmöglich. Setzungen, das sind zum Beispiel Gesetze. Von besonderer Wichtigkeit sind in den einzelnen Gesellschaften die Verfassungen. Sie beinhalten die Grund- Setzungen. Für die Bundesrepublik Deutschland besagt das GRUNDGESETZ:

»Die Würde des Menschen ist unantastbar« oder
»Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt...« oder
»Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.«

Die Verfassungsrechte allein bieten aber noch keine Sicherheit. Ihre Inhalte sind auslegbar, manchmal sind sie sogar durch weitere Gesetze ganz offen eingeschränkt. Je nach politischer Lage, öffentlicher Meinung oder Gewohnheitsrecht werden sie unterschiedlich interpretiert. Daß in der Bundesrepublik Menschen immer noch in Armut leben, interpretiere ich – wie viele andere – als Widerspruch zum Artikel 1 des Grundgesetzes. Dennoch ist es legal und wird von Öffentlichkeit quasi als Gewohnheitsrecht akzeptiert. Schon seit vielen Jahren versuchen politische Kräfte, für alle Bürgerinnen und Bürger in der Bundesrepublik ein menschenwürdiges Mindesteinkommen gesetzlich festzulegen – erfolglos!

Wir können uns als Behinderte auf die Grundrechte allein nicht verlassen. Wir müssen stets versuchen, die gesellschaftlichen Auslegungen zu beeinflussen. Schon heute zeigt die Öffentlichkeit erschreckende Bereitschaft, das Töten von menschlichem Leben bei Schwerbehinderung zu tolerieren. Behindertes Leben wird getötet aufgrund der eugenischen Indikation in Paragraph 218 des bundesdeutschen Strafgesetzbuches oder indem behinderte Neugeborene in Krankenhäusern unversorgt gelassen werden. Hier setzten sich archaische Auffassungen fort. Aber nicht nur hier. Alltäglicher noch ist die gängige gesellschaftliche Ausgrenzung Behinderter – nun modern gestaltet und teuer bezahlt – in Sondereinrichtungen und psychiatrischen Kliniken.

Zwei Klassen der Duldung

Dennoch leben wir Behinderten in einer Zeit, in der wir relativ weitgehend geduldet werden. Viele von uns haben es sogar zu weitreichender Anerkennung gebracht, einige leben integriert und die meisten fühlen sich trotz rechtsradikaler Übergriffe noch sicher.

Wenn nun in diesem Buch behauptet wird, die heutige Aussonderung, gesellschaftliche Isolation und Verhinderung von Behinderung sei mit der Ausmerzung Behinderter in früheren Tagen – nur mit anderen Mitteln – vergleichbar, dann scheint die oben gemachte Aussage dem zu widersprechen. Heutzutage sind schon viele Behinderte integriert. Sie beleben die Straßen, sind zu sehen, werden in Cafés selbstverständlich bedient, sind beruflich eingegliedert, fahren Auto und haben eine eigene Wohnung. Das stimmt ohne Zweifel. Es ist nicht mehr so schlimm wie vor etwa zehn Jahren – für einige Behinderte. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sich viel verändert.

Wenn das UNO-Jahr der Behinderten 1981 von großen Teilen der Behindertenbewegung auch als überflüssig und schädlich bezeichnet, auch wenn es sogar bekämpft wurde: Es hatte großen Anteil an dieser Veränderung im Bewußtsein der Menschen und damit an der Veränderung der konkreten Lebensbedingungen der behinderten Menschen. Immer mehr Geld wird auch dafür ausgegeben, daß beispielsweise Behinderte in Regelschulen unterrichtet werden. 1981 rückten Behinderte wie durch einen Beschluß in das Blickfeld der Medien. Als sei es von der UNO verordnet worden, erwachte das Interesse für Berichte über Behinderte. Mit Vorliebe wurden Menschen geschildert, die es »geschafft hatten« und sich schon ein Stück weit integrieren konnten. In diesen Berichten wurde die alte Gleichung »Behinderung ist gleich Verlust von Lust« relativiert und teilweise sogar aufgehoben. Aufgehoben für einen Teil der Betroffenen. Die Gesamtheit der behinderten Menschen wird heute in integrierte und »integrationsfähige« einerseits und sogenannte integrationsunfähige (in der Fachdiskussion tatsächlich so genannt) andererseits unterschieden und damit gespalten.

Es gibt eine Kluft zwischen leicht- und schwerstbehinderten Menschen. Die größten Gefahren, die dieses Buch beschreibt, bedrohen zunächst die Schwerbehinderten. Doch trügt der Schluß, die leichter behinderten Menschen hätten mit all dem nichts zu tun. Letztlich sind wir alle von Diskriminierungen betroffen und leiden unter ihnen gleichermaßen.

Wir leben in einer Zeit gespaltener aber dennoch relativ weitgehender Duldung. Warum nutzen wir sie nicht? Warum solidarisieren wir uns nicht?

BIS ZUM HALS IM SCHNEE VON GESTERN

Großartige,
nach so vielen Jahren ohne Kontakt schreibst Du mir und noch dazu so offen? Das wundert und freut mich ungemein. Immerhin habe ich Dich geliebt, kurz aber intensiv.
Du schreibst über die schlimme Zeit vor Deiner Scheidung. Das tut mir leid. Aber es tut gut zu lesen, daß Du mich nie vergessen hast. Heute willst Du wissen, warum ich Dich damals »mir nichts dir nichts« fortgeschickt habe und keinen Kontakt mehr zuließ. Das war nicht »mir nichts dir nichts«.
»Was habe ich dir getan?«, fragst Du. Für mich lautet die Frage: »Was haben wir getan damals?« oder präziser »Was ist mit uns geschehen?«
Du hast mir schon bei unseren ersten kleinen Scherzen und unseren ersten Flirts im Büro gut getan. Als ich merkte, daß Du in der Kantine immer einen Tisch für uns allein gesucht hast, war ich tagelang glücklich. Ich war damals sowieso gut drauf. Ich hatte gerade meine erste richtige Stelle, mein erstes eigenes Auto und die erste eigene, ganz und gar rollstuhlgerechte Wohnung. Ich muß wohl ziemlich selbstsicher gewirkt haben. Ich weiß noch, wie Du mir sagtest, wie toll das sei, daß ich allen Kollegen ihre Ängste vor meiner Behinderung genommen hätte. Glaub nicht, daß das leicht war. Vieles war nur Gehabe oder notwendige Strategie. Wenn Du mich besser kennengelernt hättest, hättest Du das alles gemerkt.
Auch als Du mich nach dem Betriebsfest nach Hause gefahren hast, war ich überhaupt nicht »stark«. Ich war innerlich total aufgewühlt. Der Alkohol hat mir geholfen, das zu verbergen. Du bist bei mir geblieben. Ich hab Dich gefragt, ob wir uns nicht näher kommen sollten. Du hast »Ja« gesagt. Auch noch, als ich zufügte: »Hautnah?«. Es war wunderschön. Als wir nebeneinander lagen, konnte ich Dir einfach sagen, was bei mir alles anders als bei nichtbehinderten Männern ist. Du hast sofort begriffen. Nicht nur, was ich al-

les nicht habe, sondern auch, was ich alles stattdessen empfinden konnte. Ehrlich, Du hast mir sogar neue Sachen gezeigt. Als Du gefahren bist, habe ich mir mit einer Flasche Sekt dann den Rest gegeben.

Dann hatten wir uns zum Frühstück verabredet. Ich habe kaum geschlafen, hab die Wohnung total aufgeräumt und Frühstück gemacht. Als Du kamst, warst Du immer noch wunderschön, obwohl ich sah, daß auch Du kaum geschlafen hattest. Du sagtest, Du hättest Dir Vorwürfe gemacht. Du seist Dir Deiner Gefühle für mich überhaupt noch nicht sicher. Du wüßest nicht, ob Du meine Erwartungen erfüllen könntest und hättest Angst, mich zu verletzen. Kannst Du Dich noch erinnern, wie lang die Pause danach war? Ich mußte im Stillen soviel loswerden. »Was weißt Du von meinen Erwartungen,« ging es mir durch den Kopf. »Welche Erwartungen? Ich hab es einfach nur genossen. Genossen wie Du. Denkst Du bei allen Männern schon daran, was passiert, wenn es mit der Beziehung zuende geht? Nein, dazu hast Du mir schon zuviel erzählt. Aber bei einem Behinderten kommen Dir Bedenken. Hast gedacht, was wohl Deine Mutter sagen wird, was? Behinderten darf man kein zusätzliches Leid zufügen. Du machst Dir Vorwürfe, ich könnte mich an Dich binden. Nichts werde ich, gar nichts.«

Auf Deine Frage, warum ich nichts sage, hab ich Belangloses geantwortet wie »Ist schon gut« oder »Mach Dir keine Sorgen«.

Das Frühstück war nur noch Krampf. Erinnerst Du Dich? Ich glaube, Du hast sofort bereut, mir gesagt zu haben, was Dich bedrückt hatte. Du hast es spätestens bereut, als ich den Kontakt abbrach – das merkte ich wohl. Vielleicht hast Du immer noch gedacht, daß es besser so sei. Jedenfalls schienst auch Du erleichtert, als Du versetzt wurdest.

Was ist mit uns geschehen? Du hast nicht begriffen, was Du mir gesagt hast. Du konntest es nicht. Für Dich war es nur der Ausdruck von Befürchtungen. Vielleicht wäre alles anders geworden, wenn ich Dich beruhigt hätte. Aber ich weiß

bis heute nicht, wie man DIESE Ängste beruhigt. Für mich bedeutete Deine Vorsicht, auf meine Behinderung zurückgeworfen zu werden. Meine Behinderung, die ich gerade überwunden zu haben glaubte.
Nun machst Du Dir wieder Vorwürfe und denkst, Du seist schuld. Nein, nein, es waren die Umstände, für Dich und mich war es einfach zu früh damals – und heute ist es zu spät.
Ich schreibe Dir wieder.
Bis zum Hals im Schnee von gestern grüße ich Dich.

DER GEGNER SITZT TIEFER

In der gesamten Menschheitsgeschichte bis heute hat sich nur die Umgangsform mit Behinderten geändert, nicht aber das Ziel.

Heute werden Tötung, Aussetzung und gesellschaftliche Isolierung nicht mehr mit der bedrohten Existenz einzelner Völker begründet. Wir leben nicht mehr im faschistischen Wahnsinn und ohne ökonomische Not. Dennoch gibt es Tötung, Aussonderung und Ghettoisierung.

Die Begründung, daß Leistungsgesellschaften, die unsere Kultur und unser Denken prägen, nur den für lebenswert erachten, der etwas leistet, lag und liegt nahe. So wurde auch sehr schnell versucht, die gesellschaftliche Aussonderung Behinderter damit zu erklären, daß der Behinderte in seiner Verwertbarkeit zur Steigerung des Bruttosozialproduktes nicht oder angeblich nicht tauge. Gerade linke Autoren und Autorinnen begnügen sich gern und schnell mit dieser These.

Auch Vertretern der Behindertenbewegung genügt zur Erklärung der Situation Behinderter der Zusammenhang zwischen Eingliederung in Arbeit und Lebensberechtigung. Gusti Steiner schreibt noch 1990: »Seit Beginn der Industrialisierung grenzt man die aus Gesellschaften aus – auch bei uns – die zur Last fallen, die ihre Arbeitskraft am Arbeitsmarkt nicht verkaufen können. Man grenzt sie aus, versucht sie an vorgegebene Normalitäten anzupassen – und wenn das nicht gelingt – ermordet man sie.« »Unsere soziale Eingliederung, also unsere Teilhabe an dieser Gesellschaft ist vom ökonomischen Interesse an unserer Arbeitskraft abhängig;..« (13) Mit Kapitalismuskritik kann man das Phänomen der Ausgrenzung Behinderter allein nicht fassen. Ausgrenzung gibt es nicht erst seit der Industrialisierung. Ausgrenzung endet auch nicht automatisch mit der beruflichen Eingliede-

rung. Selbst der leistungsfähige Behinderte bleibt in wesentlichen Lebensbereichen ausgesondert und wird diskriminiert.

Die Politik des Rehabilitationswesens in Deutschland hält an der Überzeugung fest, daß der Zugang zur Arbeit nach wie vor der zentrale Hebel gegen Aussonderung bleibe. Die »Schwere« einer Behinderung wurde bis 1986 noch mit der vermuteten Einschränkung der Erwerbsfähigkeit ausgedrückt. Staatliche Finanzzuwendungen werden umso bereitwilliger zugestanden, je direkter sie an die berufliche Integration geknüpft sind. Die soziale Integration wird nur in ganz geringem Maße finanziell unterstützt. Doch selbst mit einer sehr hohen beruflichen Leistung, die viele Behinderte heute schon erbringen, sind sie von den typischen behinderungsbezogenen Diskriminierungen nicht befreit. Diese Leistung grenzt zwar die Diskriminierungen ein Stück weit ein, die die Betreffenden erfahren, beseitigt sie aber nicht. Da muß es wesentlichere Gründe für Aussonderungen und Diskriminierungen geben.

HEROS UND LEPROS

Bei den von mir Interviewten war die Gewißheit oder Ahnung, für immer gelähmt zu sein, regelmäßig mit der Angst verbunden, ausgestoßen, verlassen, nicht mehr akzeptiert und angenommen zu werden. Gelähmt zu sein beinhaltete bis vor wenigen Jahrzehnten in unserer Kultur die Sicherheit, im Elend leben zu müssen. Diese Erfahrung hat sich tief in die Seele unserer Kulturgemeinschaft, ins kollektive Unbewußte, eingegraben. Die Erfahrungen früherer Zeiten werden von Generation zu Generation weitergegeben. Die Konsequenz der Aussonderung von behindertem Leben hat sich so über Jahrhunderte quasi als »Naturgesetz« erhalten. Die Isolationserfahrung hat unsere Kultur geprägt und jeden einzelnen Menschen.

Kultur als wirkendes Wesen

Kultur definiert sich über die Gesamtheit der Taten, Emotionen und Ideen der Menschen, die einem bestimmten Lebensraum angehören. Aber sie ist doch mehr. Sie ist wie ein eigenständiger Organismus, der zwar verschiedene Entwicklungsstufen durchläuft, sie aber dennoch überdauert. Es ist sicher schwer, sich Kultur wie ein selbständig wirkendes Wesen vorzustellen. Ein Wesen, das uns bestimmt, auf das wir aber nur sehr eingeschränkt Einfluß haben. Doch wenn wir sagen, daß Kultur uns prägt, dann sehen wir sie handelnd. Wir personifizieren sie. Wenn wir sagen, die Gesellschaft, das System oder die Kultur »sei schuld«, dann denken wir sie ebenfalls als eine Person, die schuldig werden kann. Kultur ist ein Lebewesen. Es besteht nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Regeln, Werten, Idealen und Normen. Es ist ein Regelwerk, das es Menschen erleichtert, miteinander in Kontakt zu kommen, miteinander zu leben,

sich zu verständigen und sich bewußt zu werden. Da der Mensch auf Gemeinschaft angewiesen ist, muß er sich Kultur aneignen. Jeder Mensch braucht dieses Regelwerk »Kultur«. Die Kultur wiederum braucht Menschen, um weiterbestehen zu können. Sozialisation oder Erziehung nennen wir den Prozeß, in dem sich Kultur erhält. In der Erziehung drückt sich das Interesse einer kulturellen Gemeinschaft aus, weiterzuexistieren. Eine Kulturgemeinschaft braucht den einzelnen Menschen, um ihre Werte, Regeln, Ideale und Normen in die nächste Generation fortzusetzen.

Eine Kulturgemeinschaft besteht zumeist aus verschiedenen Gesellschaften (Nationen). Die Gesellschaften stellen zur Erziehung bestimmte Bezugspersonen wie etwa Eltern, Lehrer oder Vorbilder bereit. Sie vermitteln dem heranwachsenden Menschen, was gut und was böse ist, oder präziser: die Normen, Regeln und Ideale, mit denen er sich in die Gemeinschaft einordnen, sich durchsetzen und zu Anerkennung, Genuß, Lust und Glück kommen kann. Erziehung ansich ist für den einzelnen Menschen eine Notwendigkeit. Schon der Säugling braucht in dieser Welt der geradezu unbegrenzten Möglichkeiten irgendetwas, woran er sich orientieren kann: einen Halt. Etwas, woran er sich ausbilden kann. So übernehmen wir kulturelles Erbe zunächst bereitwillig. Später haben wir keine Wahl mehr, es abzulehnen. Die Normen, Werte und Ideale werden schon sehr früh verinnerlicht.

Die Polarität von Achtung und Verachtung

Kultur hat die von Behinderten erlebte Verurteilung »Behindertsein = Elend-sein« und die Aussonderungserfahrung früherer Zeiten hartnäckig bis zu heutigen Vorurteilen erhalten und entwickelt. Behindertes Leben – so wird von Nichtbetroffenen angenommen – ist »natürlich« verbunden mit:

- Hilflosigkeit und umsorgt werden müssen
- Unfreiheit
- Unfähigkeit, irgendetwas zu machen, zu leisten
- lästig und unnütz sein
- Impotentenz beziehungsweise sexuelle Störung oder Einschränkung
- schwach und ausgeliefert sein
- Unattraktivität und Häßlichkeit
- abhängig und ausgeliefert sein
- Lahmheit.

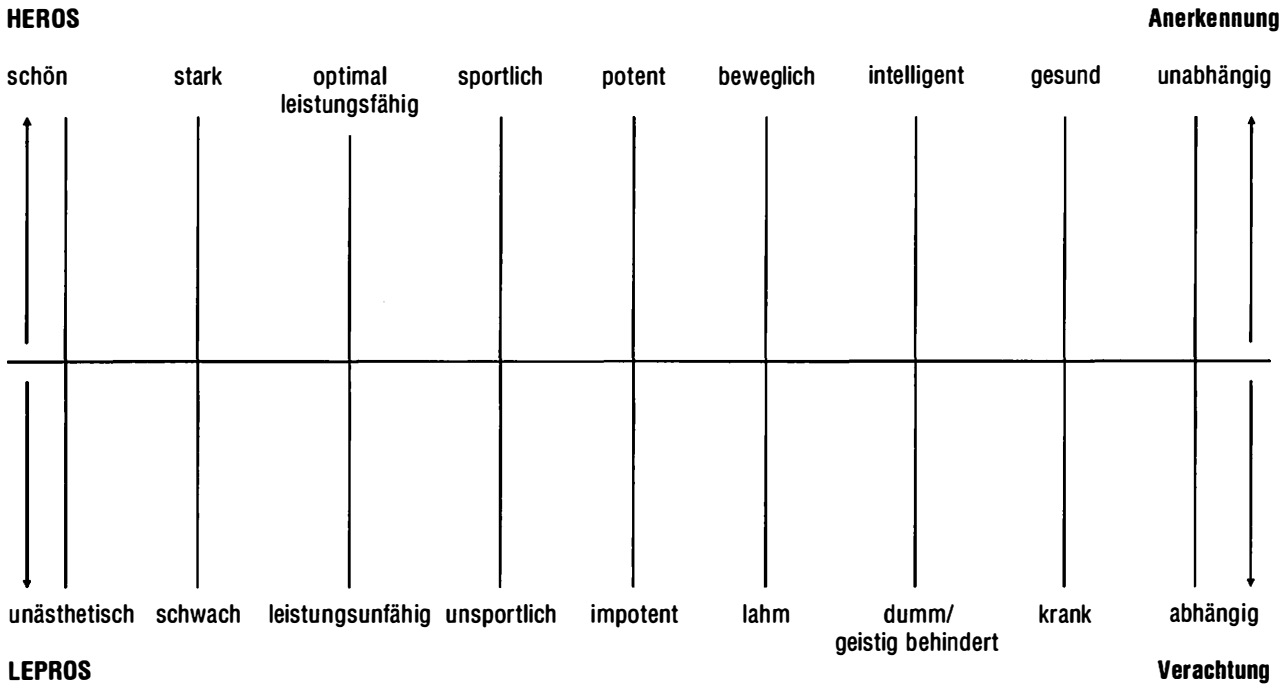
Isoliert, bemitleidet, ohne Teilhabe am Leben: so müßten Behinderte existieren. Das entspricht nicht der Realität beziehungsweise nicht den realen Lebensmöglichkeiten. Behinderte könnten heute genauso glücklich und unglücklich leben wie Nichtbehinderte. Daß sie insgesamt isolierter und diskriminierter leben, ist kein Naturgesetz, sondern gesellschaftliche Reaktion. Eine Leben als Behinderter beinhaltet aber selbst unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen nicht nur Leiden, sondern auch viele glückliche Zeiten, Freude und Zufriedenheit. Jeder, der sich bemüht, behindertes Leben kennenzulernen, wird erkennen, daß die Gleichsetzung »Behinderung = Leiden« nicht stimmt. Dennoch hält sich diese Vorstellung als kulturelles Urteil. Dies erzeugt beispielsweise bei soeben verunglückten Querschnittgelähmten und ihren Familien tiefe Krisen, die über das angemessene Maß weit hinausgehen.

Die Aussagen Querschnittgelähmter eröffneten mir den Weg zum LEPROS. Er ist Symbol der niedrigsten Bewertung menschlichen Lebens in einer Kultur. Wo der LEPROS wirkt, befindet auch sein Gegenbild HEROS. Der HEROS symbolisiert die höchste Bewertung menschlichen Lebens.Das seelisch und damit gesellschaftlich wirkende Bild vom Leben Behinderter nenne ich LEPROS – angelehnt an die Bedeutung »Aussatz«, »der Ausgesetzte«. Die Bedeutung ist uns

durch die Bezeichnung der Krankheit Lepra geläufig. Die Geschichte der Lepra-Kranken ist vor allem durch die Bibelübermittlung bekannt. Gesellschaftliche Isolierung, Aussatz oder Tötung waren aber Reaktionen auf alle Behinderungsarten. Natürlich wurde schon immer auf die ansteckenden Krankheiten, die zu Behinderungen führen, rigoroser reagiert – so rigoros wie auf die tödlichen Krankheiten.

LEPROS zu sein bedeutet, schwach, abhängig, leistungseingeschränkt bis -unfähig, impotent oder sexuell entartet, unsportlich und lahm, intellektuell eingeschränkt, unästhetisch, krank zu sein. Das Gegenbild ist stark, selbständig, potent in jeder Beziehung, athletisch, intelligent, gesund und ästhetisch. Dieses Halbgottideal, dieser HEROS, ist der Gegenpol zum LEPROS. Bekommt der HEROS die Anerkennung und Bewunderung der Gesellschaft, gebührt dem Gegenstück das Gegenteil. Behinderung wird als totale Entwertung gesehen. Behindert zu sein, wird als das Schlimmste betrachtet, was einem passieren kann. Dann besser gleich tot, wird geurteilt.

Der HEROS hat noch andere Qualitäten – etwa sein Verantwortungsbewußtsein –, die aber für den hier aufzuzeigenden Gedankengang nicht wesentlich sind. Wichtiger ist, daß er ein Mann ist. Die genannten Qualitäten bringen einen Supermann hervor, der alles kann und vor allem alles kriegt, was er sich wünscht. In der Zuspitzung unserer Comicphantasien kann er sogar fliegen. Nicht nur in der Phantasie der Kinder, auch in der der Phantasie der Erwachsenen ist der HEROS ein Mensch, der sich in jeder Hinsicht seine Wünsche erfüllen kann.


HEROS
Anerkennung
schön
stark
optimal leistungsfähig
sportlich
potent
beweglich
intelligent
gesund
unabhängig
unästhetisch
schwach
leistungsunfähig
unsportlich
impotent
lahm
dumm/ geistig behindert
krank
abhängig
LEPROS
Verachtung

SCHWARZE MILCH

Sulamith, Sulamith, ich schau in dein Grab.
Es ist blau und unfaßbar.
Es ist so unverschämt warm.
Sulamith, meine Mutter hat goldenes Haar. Sie hat goldenes Haar.
Gnadenlos ist das Grün.
Schmetterlinge tanzen, wo einst die Schlangen spielten.

Steine, armselig zu Archiven gehauen.
Margaretes Kinder, Sulamith, sie haben Schulausflug.
Sie schämen sich, weil ihre Phantasie nicht ausreicht.
Am Wegesrand stehen Papierkörbe.
Sulamith, hörst du die Rüden, er pfeift sie herbei.

Sulamith, Sulamith, sie schwören, daß das nie wieder passiert,
und kochen zum Tanze die schwarze Milch.
Sulamith, sei unsere Göttin und hilf.
Sonst wird es eng in deinem Grab, doch eng.

Sie nehmen uns das Leben, weil wir ihnen nicht gleichen. Du weißt.
Noch immer bauen sie Ghettos. Du weißt.
Ihre guten Absichten brennen uns unsere Seelen leer.
Sulamith, die schwarze Milch, die schwarze Milch.

Sie ziehen uns nicht in den Dreck, das nicht.
Sie sagen, sie achten uns.
Ihre Geigen spielen sie uns zur Freude ohne Hohn.
Doch sie lügen, sie lügen, sie fürchten uns.

Sulamith, herbei, sie ziehen schon wieder ihre Spritzen auf.
Sie greifen zum Eisen im Gurt, und ihre Augen sind blau.
Sie lassen uns sterben und töten uns dann – aus Gnade.
Riechst Du das, Sulamith? Zyankali. Das brennt.

Nein, diesmal hoffen wir nicht nur.
Die Hoffnung ist grün, aschen Dein Haar.
Es darf nicht wieder zu spät sein, Sulamith.
Oder wir folgen dir.

(SCHWARZE MILCH orientiert sich eng an dem Gedicht »Todesfuge« von Paul Celan)

DEM HEROS ENTGEGEN

Die skizzierte Verbindung von menschlichen Idealqualitäten gibt es vollständig so gut wie nie in der Realität. Sie ist kaum wirklich, aber sehr wirksam in unseren Köpfen. Wir alle, ob nichtbehindert oder behindert, sind fasziniert vom HEROS in unseren Köpfen. Bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen ja sogar bei jedem Menschen sieht er unterschiedlich aus. Nicht jeder steht auf Rambo. Aber bei allen individuellen Idealbildern sind die oben genannten Talente von hoher Anziehungskraft. Wir alle strampeln uns jeden Tag ab, unserem HEROS, unserem Idealbild vom Menschen nahezukommen. Jeder Mensch hat sich seine eigene Kombination geschaffen. Der persönliche HEROS ist etwa von dem Idealbild der Familie, von persönlichen, traumatischen Erfahrungen geprägt oder von physischen Voraussetzungen. Wie wichtig etwa »Sportlichkeit« ist, hängt sicher mit den eigenen Voraussetzungen zusammen. Wenn es an der einen Qualität hapert, kommt es eben zur Orientierung an anderen oder zu »Komplexen«. Wir alle jedenfalls streben danach, gesellschaftlich besonders geachtete Werte bei uns selbst auszubilden.

Im täglichen Bestreben, den Idealen näher zu kommen, stört das Wissen, daß wir nicht alles im Griff haben: Das bewußte und unbewußte Wissen, daß uns Dinge passieren können, die hinderlich sind. Es können uns Ereignisse treffen, die alles sinnlos zu machen scheinen. Der Tod zum Beispiel oder – eine Behinderung. Von einer Sekunde auf die andere könnte alles sinnlos werden. Wir könnten von unserem doch immerhin schon Erreichten aus zurückgeworfen, zum LEPROS werden. Das ist eine große Bedrohung. Sie wird bedrohlicher empfunden als der Tod. Viele Nichtbehinderte glauben, daß sie lieber tot als behindert wären. Viele unterschreiben sogar im voraus Sterbe-Verfügungen für den Fall einer so schweren Behinderung, daß sie sich nicht selbst töten können. Warum tun sie das? Ihr Wunsch, lieber tot als behindert zu sein, wird

verständlich, wenn wir realisieren, daß Tod und Behinderung als völlig LUSTlose »Zustände« gewertet werden. Behinderung ist schlimmer, weil der Behinderte weiterhin Bedürfnisse hat, die als unerfüllbar angesehen werden. Befriedigung »erfährt« der Tote zwar auch nicht, aber auch keine Bedürfnisse mehr. Somit ist Totsein nicht leidvoll und angenehmer. Tod und Behinderung sind in der gesellschaftlichen und persönlichen Auseinandersetzung übrigens gleich stark tabuisiert.

Die Angst verdrängt

Behinderte werden ausgesondert, weil sie die Verletzlichkeit des eigenen Körpers und die Verletzlichkeit geschaffener Lebens-Werte bewußt machen. Der Verlust von Unversehrheit wird aber gleichzeitig unter schwerste Strafe gestellt: Verachtung und Aussonderung. Die Achtung gilt dem HEROS. Das ganze Streben geht dahin, ihm nahe zu kommen. Ganze Industriezweige habe sich entwickelt, um uns bei dieser Ausbildung zur Seite zu stehen. Die einzelnen Werbeaktionen versprechen oder suggerieren uns, daß gerade ein bestimmtes Produkt geeignet ist, uns noch sportlicher, schöner, gesünder, klüger, potenter zu machen oder uns zumindest so erscheinen zu lassen. Je besser sie das schaffen, und je zentraler das Ideal für viele Menschen ist, das gereizt wird, umso besser ist die Wirkung. Doch Werbung macht die Ideale nicht, sie nutzt sie nur. Nutzt sie aus, bestätigt und verstärkt sie jedoch. Werbung nutzt etwa die Anerkennung von Schönheit und erkennt sie in ihrer Darstellung an. Die Achtung dem HEROS, die Verachtung dem LEPROS.

Die Angst, LEPROS zu werden oder zu sein, ist die Angst vor einem ausgesonderten Leben ohne Lust, die Angst vor gesellschaftlicher Entwertung und die Angst vor der letzten Spros-

se der sozialen Wertehierarchie und der Ächtung, die Angst vor dem Aussatz.

Wenn die Psyche von einer bestimmten Vorstellung übermächtig bedroht wird, verdrängt sie sie. Um das so Beängstigende aus dem Bewußtsein fern zu halten, nimmt das Seelische nicht mehr wahr. Verdrängen und Aussonderung liegen so nahe beieinander wie die tatsächliche und die soziale Euthanasie.

DEM LEPROS ENTGEHEN

Die Verletzbarkeiten des eigenen Körpers und des eigenen Geistes mit all den beschriebenen Konsequenzen wirkt bedrohlich. Das erzeugt bewußte und unbewußte Vorbeugemaßnahmen und Vermeidungsstrategien – individuell und kollektiv. Bewußt ist etwa das breite Band der gesundheitlichen Prävention von der Atemschutzmaske bis zur Verkehrsregel. Die unbewußten Vermeidungsstrategien sind für uns Behinderte zumeist gefährlicher. Wir versuchen auch mit unbewußten, oft irrationalen Mechanismen, uns vor Behinderung zu schützen. Wir versuchen, dem LEPROS zu entgehen. Wer schon zu den Behinderten gehört, ist davon auch nicht frei. Nur sind dann andere Vermeidungsformen nötig. Eine der bekanntesten Formen ist die sogenannte »Behindertenhierarchie«. Ganz oben rangieren die Querschnittgelähmten: sie sehen noch halbwegs wie richtige Nichtbehinderte aus und befinden sich eben nur im Rollstuhl. Amputierte und Spastiker haben es da schon schwerer. Aber sie »haben ja wenigsten noch ihren Kopf«. Unter ihnen rangieren zum Beispiel noch die Geistigbehinderten, die als die eigentlich Bedauernswerten erscheinen. Die Geistigbehinderten wiederum sehen das ganz anders. Sie fühlen sich nicht behindert. Für sie ist der Bedauernswerte derjenige, der seine Körperfunktionen nicht mehr beisammen hat. Die Gehörlosen streiten eine Gemeinsamkeit mit anderen Behinderten grundsätzlich ab. Ließe mensch sie ihre Sprache sprechen, so wären sie nichts anderes als Engländer unter Deutschen oder Deutsche unter Franzosen usw. Behinderte versuchen sich aufzuwerten, auch indem sie andere abwerten. Das ist ein Versuch, dem LEPROS zu entgehen. Die soeben querschnittgelähmten Interviewpartner beschrieben mir immer wieder, wie wichtig es ihnen war, in den Rehabilitationszentren auf andere Querschnittgelähmte zu treffen, die es noch schlimmer getroffen hatte. Das half, das eigene Schicksal zu ertragen. Auch ich kann mich noch

gut an diese Hilfe während meiner »Rehabilitations-Phase« erinnern.

Leichter Behinderte genießen die oben beschriebene Kluft zu den Schwerstbehinderten. Sie gehen ihnen aus dem Weg, wie sie selbst von Nichtbehinderten gemieden werden. Sie schaffen sich ihre kleine Welt mit Nichtbehinderten, die sie trainieren, ohne offene Diskriminierung mit ihnen umzugehen. Sie verdrängen ihre Behinderung, um irgendwann umso schmerzlicher mit ihr konfrontiert zu werden. Sie werden geduldet, integriert und sogar anerkannt, weil sie nicht gar soviel Angst machen. Weil sie normnah sind, einige der Pflichtideale erfüllen. Sie zeigen, daß man sogar als Behinderter noch Freude und Spaß erleben kann. Tauschen möchte niemand mit ihnen, und nur die wenigsten sind bereit, ihr Leben mit ihnen zu teilen.

Eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Emanzipation als behinderter Mensch ist es, unsere Nicht-Normalität zu akzeptieren. Noch immer setzen viele Behinderte der gesellschaftlichen Entwertung ein ebenso trotziges wie hilfloses »Ich-bin-normal« entgegen. Das Anormale wird »unterhalb« oder entfernt der eigenen auffälligen Abweichung definiert. Mit ungeheuerem Aufwand werden eigene Behinderungen zu kaschieren versucht. Nichtsichtbare chronische Erkrankungen werden angstvoll verschwiegen, um der Entwertung, dem LEPROS zu entgehen.

Kompensation

Oft wird die Kompensation der eigenen Idealabweichung durch die besondere Ausbildung anderer Ideale zu erreichen versucht. Eine spezielle Clique unter den Behinderten bilden von jeher die Cracks des Behindertensports. Ihre außerge-

wöhnlichen Leistungen setzen sie von den »eigentlich Behinderten« ab. »Eigentlich nicht behindert« zu sein, heißt ja auch eigentlich normal zu sein. Im Jahre 1989 drohte der Verband der querschnittgelähmten Sportler jeden Wettkampf zu boykottieren, an dem auch Geistigbehinderte teilnehmen.

Daß selbst diese besonderen Leistungen Diskriminierungen nicht verhindern, zeigt der regelmäßige Ausschluß des Behindertensports aus der normalen Sportberichterstattung. Über besondere Leistungen behinderter Sportlerinnen und Sportler wird seitens der Presse in der Regel im kommunalen Teil der Lokalredaktionen berichtet. Und selbst dann, wenn auf den Sportseiten der Zeitungen oder in den normalen Sportsendungen des Fernsehens von behinderten Sportlerinnen und Sportlern die Rede ist, wird ihre Leistung nicht als gleichbedeutend neben die Leistung Nichtbehinderter gestellt. Vielmehr wird sie als gelungene Überwindung der jeweiligen Behinderung gewertet.

Die meisten Behinderten betreiben Sport aus den gleichen Motiven wie Nichtbehinderte. Zum Krampf wird Sport nur, wenn tatsächlich versucht wird, herausragende Leistungen zur Bekämpfung der Behinderung, zur Distanzierung von anderen Behinderten und damit von sich selbst zu nutzen. Sport mit elitärem Gehabe ist nur ein Beispiel für Kompensation.

Distanzierung einzelner Gruppen Behinderter von anderen schadet nicht nur der politischen Durchsetzungskraft, sie verhindert auch regelmäßig eine Aussöhnung mit uns selbst.

Auch Behinderte versuchen also, den LEPROS wegzudefinieren oder wegzukompensieren, um der Diskriminierung zu entgehen. Wir Behinderten haben unsere speziellen Methoden. Wir sehen uns ja auch zu besonderen Anstrengungen gezwungen, tragen wir doch schon einige oder mehrere Merkmale des LEPROS. Wir sind stigmatisiert. Wir strampeln uns

ab, noch Schlimmeres zu verhüten und im Idealfall die Stigmata ganz los zu werden.

Prävention

Nichtbehinderte brauchen nur zu verhüten. Aber auch ihre Methoden zeichnen sich oft durch besondere Phantasie aus. Die Menschen früherer Zeiten brachten materielle Opfer, um das böse Schicksal abzuwenden: ein Lamm, Geld, manchmal den gesamten Besitz. Oder sie gestalteten ihr Leben nach dem vermuteten Willen des Schicksallenkers und führten ein gottgefälliges Leben. Die Gunst Gottes sollte erlangt, Strafe vermieden werden. Auch heute noch wird zum selben Zweck geopfert. Es gibt nicht mehr die schaurigen Opferstätten. Aber Opfer-Rituale gibt es immer noch. Nicht nur im Einflußbereich der Kirche. Die »Aktion Sorgenkind« zum Beispiel ist eine moderne Institution des Opfermanagements. Sie hat Opferritual und Opferziel (Vermeidung) geradezu industriell perfekt organisiert. Man opfert, muß aber nicht mit den Empfängern in Kontakt kommen, die so verdrängt bleiben können. Dabei kann sich der Opfernde nicht nur ideell, sondern mit etwas Glück sogar finanziell bereichern. Die Opfernden spielen für »die gute Sache«. Manchmal werden gar große Volksfeste »zugunsten der Aktion Sorgenkind« organisiert. Oft – zu oft – sind Behinderte selbst bei diesen Feiern nicht dabei.

Opfergaben müssen nicht immer materieller Art sein, auch persönliche Aufopferungen haben und hatten oft die Aufgabe, das »Schicksal« günstig zu stimmen. Immer noch existiert der Glaube, ein schweres Schicksal sei Ausfluß eigener Schuld. Damit wäre der »gute Mensch« sicher. Nach dem Motto »Wenn ich mich um Behinderte kümmere, dann wird mich das selbst doch nicht treffen«.

Aber trotz aller versichernder Opfer und Wohltaten: so ganz ist das Bedrohliche nicht in den Griff zu bekommen. Es bleibt als letzter Ausweg die Verdrängung. Und alles, was die Verdrängung erschwert, wird ebenfalls verdrängt. Sogar die bereits Betroffenen. Als Behinderter rufe ich beim Nichtbehinderten stets Ahnung oder Gewissheit hervor, selbst einmal »erwischt« werden zu können. Das schafft Probleme und Unsicherheiten. Dem geht mensch aus dem Wege. Der individuelle Wunsch formt sich zum kollektiven Wunsch und bewirkt gesellschaftliche Abwehrmechanismen.

Den vorläufigen Höhepunkt kollektiver Abwehrmechanismen bildete der Nationalsozialismus in Deutschland aus. Seine faschistische Ideologie vergrößerte das Spannungsfeld zwischen HEROS und LEPROS – bildlich gesprochen – massiv. Der germanische Edelmensch wurde als Ideal propagiert. Die Veredlung eines ganzen Volkes wurde zum Ziel. Der HEROS war nicht nur unausgesprochen das Ziel. Die persönliche und gesellschaftliche Ausbildung hin zu den Idealen wurde Pflicht. Ebenso rigoros wurde versucht, den LEPROS auszusondern. Man verfiel der Illusion, er sei ganz und gar ausrottbar.

Schonung als Rechtfertigung

Der neuzeitliche demokratische Staat hat uns prinzipiell das Überleben gesichert, aber auch er ertrug uns nicht. Wie alle Störenfriede wurden wir ausgesondert. Das Sonderwesen der vornationalsozialistischen Gesellschaft für Behinderte wurde aufgegriffen und perfektioniert. Auch die Segregation ist ein Abwehrmechanismus. Dieser ist allerdings bei behinderten Menschen stark unter Rechtfertigungsdruck geraten. Auch andere Gruppen – etwa Straffällige – werden ausgesondert. Die Kasernierung von Kriminellen wird aber bis heute mit ih-

rer eigenen Schuld gerechtfertigt. Die Betroffenen seien für ihr Schicksal selbst verantwortlich. Die Zuweisung von Selbstverantwortlichkeit ist aber in unserer aufgeklärten Zeit bei Behinderten nur schwer möglich. Der Sieg der Wissenschaft über die Magie schränkte die Möglichkeit der Schuldzuweisung an die Betroffenen ein. Eine Rechtfertigung mußte her, ohne das aussondernde System selbst in Frage zu stellen. Die Rechtfertigung gelang mit Hilfe von Eltern Behinderter selbst. Sie forderten und bekamen Sondereinrichtungen. Dabei wurde das bundesdeutsche System mit seiner besonderen Ausrichtung auf Konkurrenz akzeptiert. Weil Konkurrenz als selbstverständlich angesehen wurde, mußten die Benachteiligten gefördert werden und das in einem Schonraum. Bedauerlicherweise war das Minderwertigkeitsgefühl der Behinderten und der Eltern behinderter Kinder noch so ausgeprägt, daß sie eine vollständige Berücksichtigung ihrer Teilhabebedürfnisse nicht forderten. Sie begnügten sich mit gesellschaftlichen Nischen. Sie begnügten sich mit der Förderung im Schonraum von Sondereinrichtungen. Auch heute noch sperrt sich die bundesdeutsche Gesellschaft dagegen, ihre Prinzipien des Zusammenlebens zu verändern. Die Aufrechterhaltung der Aussonderung läßt sich der Staat viel Geld kosten. Aussonderung um jeden Preis. Nur wer sich auch als Behinderter den herrschenden Idealen und dem Konkurrenzprinzip unterwirft und dem standhalten kann, kann sich der Aussonderung entziehen. So stößt die schulische Integration Behinderter an Grenzen, weil die eigentlichen Bildungsziele und -methoden nicht verändert werden. Die Ausrichtung und Ausbildung auf das Intelligenzideal, dem die Schule in unserem Land zu dienen hat, wird von Politik, Verwaltung, Lehrerschaft und (von Behinderung nichtbetroffener) Elternschaft massiv verteidigt. Intelligenzausbildung wird dabei mit Wissensansammlung verwechselt.

Wie oben beschrieben ist für viele unter uns, die den Normen annähernd entsprechen, die Verbannung aufgehoben. Für die

meisten Behinderten aber nimmt der Druck zu. Es geht heute – human verklärt – um die Verhinderung von Leiden für die persönlich Betroffenen, also eher um Vorsorge. Doch die Verhinderung von Leiden meint auch die Tötung oder die Heranführung an die Selbsttötung Behinderter.

Sterbehilfe

Es gibt in der Bundesrepublik, sogar in unserem gesamten Kulturkreis eine wachsende Bewegung, die sich für einen »humanen« Tod engagiert. Dieser Bewegung geht es um die Vermeidung von aussichtslosem Leiden. Die Forderung, Leben zu beenden, das für den Betroffenen ohne Hoffnung auf Heilung unerträglich geworden ist, bekommt mehr und mehr Befürworter. Auch in sogenannten linken Kreisen nimmt die Akzeptanz gegenüber aktiver Sterbehilfe zu. Das in diesen Kreisen so bewundernswert hochgeachtete Prinzip der Selbstbestimmung gipfelt in der Überzeugung, daß die Entscheidung eines Menschen, leben zu wollen oder nicht, seine ureigenste Sache sei. Wer nach reiflicher Überlegung den »freien Entschluß« gefaßt habe, sich umzubringen, dessen Entscheidung sei zu akzeptieren. Der Person sei sogar Hilfe zu leisten, wenn sie nicht selbst den Entschluß umsetzen könne. Äußerungen in diese Richtung enden dann oft mit dem Satz: »Ich wollte das bei mir auch«.

Stelle mensch sich vor – beispielsweise bei Krebs –, selbst qualvoll in den letzten Stunden des Lebens ausharren zu müssen. Gäbe es in einer solchen Situation den »humanen« Arzt, der den erlösenden Tod anbieten würde. Ist die Vorstellung nicht verführerisch, dann einfach »ja« sagen zu können? Sie ist verführerisch.

Die Verführer bedienen sich dieser Vorstellung mit ihrer gan-

zen Phantasie.Die moderne Medizin, mit der Leben mehr und mehr über früher tödliche Klippen hinaus verlängert werden kann, wird angeklagt. Die gesamte Kraft soll sich nicht mehr nur darauf konzentrieren, Leiden zu lindern. Es soll auch möglich sein, Leiden durch bewußtes Handeln »abzuschalten« und sei dieses Handeln auch nur ein Unterlassen. Dabei spielt es keine Rolle, daß die Medizin ja auch heute den Sterbenden nicht einfach leiden läßt. Es passiert heute schon, daß in vielen Fällen die medizinische Kunst, einen Menschen am Leben zu erhalten, nicht voll ausgeschöpft wird. Das geschieht. Aber nun soll gesetzlich verankert sein, daß offen, bewußt und aktiv Sterbehilfe geleistet werden kann. Ist der Bann einmal gebrochen, wer will dann definieren, was als Leiden bezeichnet wird, das wiederum die (Selbst)Tötung erlaubt?

Professor Dr. Julius Hackethal, medienwirksamer und -gewandter Vorreiter der Bewegung für ein humanes Sterben, führt es uns heute schon vor. Die großen aktuellen Volksqualen, Krebs und AIDS, haben ihm Anhängerschaft zugetragen. Einer seiner Fälle ist nicht mehr ein kurz vor dem Sterben stehender Mensch, sondern eine Behinderte. Er nennt sie Daniela. Sie ist querschnittgelähmt, kann auch ihre Arme nicht mehr bewegen. Sie leidet. Julius Hackthal führt ihr Leiden via Aufzeichnung vor. Das Leiden paßt zu dem archaischen Bild, nach dem Behinderung mit Leiden gleichzusetzen ist. Leiden, aufgrunddessen – träfe es einen selbst – man lieber tot wäre.

Innerhalb der Behindertenbewegung, aber auch außerhalb, gibt es viele, die ein ähnliches Schicksal wie Daniela leben. Sie kommen gut damit zurecht. Sie sind zwar pflegeabhängig, haben sich aber den Alltag mit Hilfestellung organisiert. Sie sind Beweis dafür, daß bei Daniela nicht alle möglichen Hilfen ausgeschöpft worden sind.

Wie frei ist Danielas vorgeführter »freier Wille«? Gibt es überhaupt freien Willen? Menschliche Entscheidungen sind abhängig von einer Vielzahl von Bedingungen. Niemand entscheidet irgendetwas frei. Jede Entscheidung ist von Erfahrungen, Fähigkeiten, seelischen Fixierungen, aktuellen Umständen, glücklichen und unglücklichen Zufällen bestimmt. Was in einem Kontext unerträglich erscheint, ist in einem anderen annehmbar. Bei jeder Behinderung sind die Bedingungen so gestaltbar, daß die Betreffenden weiterleben wollen, mag das auch zunächst aufwendig sein. Aber das ist das Problem. Welchen Aufwand will die Gesellschaft mittragen beziehungsweise ermöglichen? Auf der Grundlage der LEPROS- Phantasien? Wenn sie nichts mehr bieten mag, dann ist Hackethals Lösung vollends willkommen. Sterbehilfe ist allemal billiger als etwa eine Rund-um-die-Uhr-Pflege.

Wenn das vermutete Leiden von – zum Beispiel – Tetraplegikern ein akzeptierter und ausreichender Grund für persönliche Endlösungen wird und zudem die Haushaltskassen in einer der sicher kommenden wirtschaftlichen Krisen einmal leer sein sollten: wird das gesellschaftliche Verantwortungsgefühl für die notwendige lebenserhaltende Hilfestellung dann nicht nahe Null streben? Bei wirtschaftlichen Notlagen wurden im Laufe der Geschichte immer wieder letzte moralische Bedenken eines vorher vom Wohlstand verwöhnten Volkes ausgelöscht.

Humangenetische Beratung

Im Bereich humangenetischer Beratung ist in den letzten Jahren eine sprunghaft angestiegene Nachfrage zu beobachten. Dafür sind sicherlich Umweltkatastrophen, aber auch die zunehmenden Aufforderungen, sich humangenetisch beraten zu lassen, mitverantwortlich. Die Angst vor behinderten Kin-

dern hat panische Reaktionen zur Folge, was von Finanzpolitik wie Eugenik geschickt genutzt wird. Führt die pränatale Diagnostik zur Gewißheit einer Behinderung, wird fast jedesmal abgetrieben. Oft reicht der begründete Verdacht. Straffreiheit für diese Schwangerschaftsabbrüche sichern die Paragraphen 218 bzw. 218 a des Strafgesetzbuches in der alten und in der neuen Fassung. Das Besondere an der eugenischen Indikation ist die um zehn Wochen längere Frist im Vergleich zu den anderen Indikationen. Diese Verlängerung war nötig, weil bisher eine Behinderung erst um die 20. Schwangerschaftswoche durch die Amniozentese (Fruchtwasseruntersuchung) diagnostiziert werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt ist die Hälfte der Schwangerschaft um. Die Schwangere spürt bereits die Bewegungen des Kindes. Sie hat schon einen ausgeprägten Schwangerschaftbauch. Es ist gesund, wenn schon zu diesem Zeitpunkt eine enge seelische Bindung zwischen der Schwangeren und ihrer Leibesfrucht besteht. Doch diese Beziehung wird von zunehmend mehr Schwangeren unterdrückt, wenn der Verdacht einer Behinderung aufkommt oder bis zu dem Zeitpunkt, zu dem die Fruchtwasseruntersuchung ein beruhigendes Ergebnis aufweist. Die Abtreibung zu diesem Zeitpunkt hat dramatische Züge. Sie wird von Frauen als ungeheure Qual erlebt und geschildert. Und dennoch: wird eine Behinderung festgestellt, lassen 99 Prozent aller Frauen einen Schwangerschaftabbruch vornehmen. Sie tun das vorwiegend aus eigenem Antrieb, der durch die beteiligten Institutionen verstärkt wird. Weist ein Arzt eine Frau nicht auf bestehende Gefahren hin, drohen ihm bei einer Behinderung des Kindes Verurteilungen mit langjährigen Unterhaltszahlungen.

Die Behindertenbewegung fordert mit Recht die Abschaffung der behindertenfeindlichen Humangenetischen Beratungsstellen. Sie wird dabei von der Frauenbewegung unterstützt, solange es um die systematische Erfassung und Manipulation von Schwangeren durch die humangenetische

Beratung geht. Anders ist es bei der Forderung eines Verbotes der auf Eugenik gerichteten pränatalen Diagnostik oder der Abschaffung der eugenischen Indikation des Paragraphen 218 StGB. Auf die pränatale Diagnostik wollen auch emanzipierte Frauen nicht verzichten. Auch sie wollen kein behindertes Kind. Gerade sie als Teil der aufgeklärteren Bevölkerung nutzen die pränatale Diagnostik in hohem Maße. Bei der Auflösung dieses Widerspruches zwischen der Frauenbewegungen und der Behindertenbewegung half einige Zeit die Formel, daß mensch mit der Abschaffung des Paragraphen 218 a ja auch die Abschaffung der eugenischen Indikation fordere. Doch je mehr die mitdiskutierenden Behinderten das Thema weg von der staatlichen Repression hin zum persönlichen Verhalten der Frauen bringen, je deutlicher wird, daß mit der Abschaffung des 218 für die Anti-Eugenik noch gar nichts gewonnen ist.

Frauen fordern mit Recht für sich, ohne Strafandrohung entscheiden zu dürfen, ob sie ein Kind gebären wollen oder nicht. Aber wenn sie sich dafür entscheiden, dann auch, wenn es behindert ist. Oder anders ausgedrückt: eine Frau, die kein behindertes Kind will, soll sich ganz gegen ein Kind entscheiden. Denn die Möglichkeit, ein behindertes Kind zu bekommen, kann sie nie ausschließen. Die meisten Behinderungen ergeben sich erst im späteren Leben. Nur ganz wenige Behinderungen lassen sich durch pränatale Diagnostik und Schwangerschaftsabbruch vermeiden. Selbstbestimmung der Frauen steht hier gegen Existenzinteressen Behinderter.

Kein Leben darf beendet werden, weil es bestimmte Qualitätsmerkmale nicht erfüllt.

Niemals darf Leiden durch die Beseitigung der Leidenden verhindert werden, denn damit wird gleichzeitig deren tatsächliche und mögliche Freude am Leben verhindert.

Für die Kritikresistenz der eugenischen Diagnostik ist das Kostenargument wichtig, gleichzeitig aber nachrangig. Wesentlicher ist der schwer überwindbare Wunsch nach Fortsetzung des eigenen Lebens in qualitativer Verbesserung. Bei dem Fortschritt der Fortpflanzungs- bzw. Verhütungstechniken ist die Geburt eines Kindes heute kaum noch Schicksal. Es ist geplant. Aber warum nehmen Menschen die vielen Mühen auf sich, ein Kind großzuziehen? Weil Kinder so süß sind? Weil mensch eine Absicherung in der Familie braucht? Auch, aber meine Antwort ist noch persönlicher, noch egoistischer. Es kommt zu all diesen Gründen die Angst, einmal nicht mehr zu sein. Unter anderem diese Angst bewirkte, daß sich folgenschwere Religionen, die die Gewißheit eines Lebens nach dem Tode verkünden, bildeten und ausbreiteten. Denn die Endlichkeit des Lebens stellt dessen Sinn in Frage, wenn es die mitteleuropäische Form der strengen Lustsublimierung annimmt. Auch hier wieder die Frage: warum soll ich mich mit den vielen Lebensproblemen abrackern, wenn doch morgen schon alles vorbei sein kann. Über unseren eigenen Tod hinaus sichert nicht nur die religiöse Erwartung unsere Existenz. Effektiver, weil weniger illusionär, können das unsere Kinder. Der Mensch will sich über seine Kinder und Kindeskinder in die Zukunft fortsetzen. Wer schon einmal miterlebt hat, wie ein Kind in seinen ersten Jahren danach ausgeleuchtet wird, wem es denn nun gleicht, und wer mitbekommen hat, wie wichtig dies Vätern und Müttern und deren Herkunftsfamilien sein kann, hat das Groteske daran erlebt. Und wie wir stets dafür kämpfen, daß es uns künftig besser geht, sollen auch unsere Kinder sich zunehmend qualifizieren. Es soll ihnen mal besser gehen! Ein behindertes Kind aber, so scheint es, setzt niemanden qualifiziert fort, außer uns Behinderte selbst. Die Tragödie vieler sogenannter mißratener Kinder hat ihre Ursache darin, daß sie den Fortsetzungsinteressen ihrer Eltern nicht nachkommen wollen.

Das gesellschaftliche Interesse an Kindern ist im Grunde gleichartig. Die Gesellschaft will sich fortsetzen und gleichzeitig »qualitativ verbessern«. Da passen Behinderte nicht rein. Dabei hat doch jedes Lebewesen das Recht auf seine eigene Qualität. Leben ist keine Ware. Niemand hat das Recht zum Umtausch wegen angeblich mangelnder Qualität.

Sterilisation, Gentechnologie und neue Euthanasie

Die freie Entfaltung der Sexualität auch für geistig Behinderte hat eine andere Möglichkeit der Vermeidung wieder in die Diskussion gebracht: Die Sterilisation ohne Einwilligung oder gar gegen den Willen der Betroffenen. Besonders vor der Verabschiedung des neuen deutschen Betreuungsgesetzes »tobte« diese Diskussion. Auch hier geht es wieder darum, daß sich bestimmtes Leben nicht fortsetzen soll. Egal, ob die Kinder sogenannter Einwilligungsunfähiger nun selbst behindert sind oder nicht. Auch hier gibt es sogar innerhalb progessiver gesellschaftlicher Kreise Bereitschaft zur Zustimmung. Wieder geht es um einen praktischen, kostengünstigen Weg, zu dem es nur aufwendige Alternativen gibt, und wieder – wie bei der Sterbehilfe – dient ein hochgeachtetes Ziel, diesmal die freie sexuelle Entfaltung, als Begründung.

Von allen Möglichkeiten, Behinderte zu verhindern, wird aber keine so akzeptiert wie die Gentechnologie. Ja geradezu euphorisch sind die Aussagen der Wissenschaftler. Gentechnik wird akzeptiert, weil sie Behinderung vermeiden hilft. Für einige Behinderungen sind die genetischen Informationen bereits lokalisiert und manipulierende Eingriffe möglich. Und schon geraten Eltern behinderter Kinder unter zusätzlichen Druck, wenn sie zu diesen Manipulationen nicht bereit waren oder sind.

Was hilft eine neue Ethik?

Sterbehilfe, Humangenetik, eugenische Indikation des Paragraphen 218 StGB und Sterilisation sind Stichworte für moderne kollektive Abwehr- und Vernichtungsstrategien. Es fehlt nur noch die Akzeptanz für die neue Euthanasiebewegung des Utilitarismus und ihre Forderung nach eugenischer Indikation auch nach der Geburt.

Keine moderne Vernichtungsstrategie wird in Deutschland so heftig diskutiert wie der Utilitarismus Singerscher Auslegung. Da diese »Philosopie« so prächtig zum Zeitgeist paßt, hat sie weltweit hohe Akzeptanz erfahren. In Deutschland haben es Euthanasieforderungen durch die entsprechenden Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus noch schwer. Prompt wird behauptet, die Deutschen würden sich – traumatisch bedingt – der Diskussion verweigern. Anstatt froh zu sein, daß wir Deutschen aus der faschistischen Katastrophe wenigstens etwas gelernt haben, wird das als Defizit bezeichnet.

Peter Singer bestreitet, daß die Zugehörigkeit zur Spezies Mensch an sich schon ein Lebensrecht bedingt. Erst durch Rationalität und durch die Möglichkeit der Selbstreflexion würde der Mensch zu einer Person, und erst dann könne er sich seines Lebensrechtes sicher sein. Embryonen, Kleinkinder, dauerhaft Verwirrte oder schwer geistig Behinderte gehören nicht zum Personenkreis, dessen Leben unantastbar ist. Singer argumentiert mit Lebenswertkategorien wie Glück und Leiden. Was er entwirft, ist eine moderne Theorie zur Vermeidung des LEPROS.

Die Gegner Singers versuchen mühsam, gegen die Ethik Singers eine neue Ethik zu entwickeln (neu – damit zeitgeistkonform). Doch was soll eine neue Ethik? Die alten Überzeugungen tun es auch. »Vor Gott sind alle gleich« versucht das

gleiche zu erreichen wie die Rufe nach Gleichheit und Brüderlichkeit. »Die Würde des Menschen ist unantastbar« meint auch »Du darfst nicht töten«. Das Dilemma ist, daß diese Ideen heute in täglicher Auseinandersetzung immer wieder neu erkämpft werden müssen. Sie sind nicht mehr unantastbar. Immer wieder wird versucht, ihre Grundvoraussetzung – ihren Bezug auf alles menschliche Leben – zu zerstören.

Nie darf menschliches Leben beendet werden, weil es leidet. Das Leid ist einzugrenzen, aber alles ist untersagt, was die Leidende oder den Leidenden gleich mitbeseitigt. Es ist untersagt, weil das auch seine Freuden und seine Lebenslust verhindert. Es ist untersagt, weil sonst niemand mehr sicher ist vor seinem Mitmenschen. Selbst wenn der Behinderte als LEPROS beseitigt werden könnte, es gäbe einen anderen.

Weil Glaubenssätze, Religionen, Traditionen, Schwüre und Gesetze heute nicht mehr unumstößlich sind, ist politisches Engagement heute noch nötiger als je zuvor. Weil es keine einzige Wahrheit mehr gibt, müssen wir täglich versuchen durchzusetzen, wovon wir überzeugt sind. Die anderen tun das schon.

Das bedeutet, daß einzelne Menschen tatsächlich leiden müssen, ohne daß ich ihr Leiden restlos beseitigen kann. Das finde ich schlimm, aber es ist nicht zu ändern. Ihr Leiden ist mir nicht gleichgültig. Ich möchte es »behandelt« sehen und möchte es erträglicher machen. Aber nie um den Preis der Beseitigung der Leidenden selbst.

DER ERSTE REPRÄSENTANT UNSERES STAATES

Erzählen soll ich was? Von früher? Damit ihr mich wieder Bewegungsopa nennen könnt, was? Aber eine Geschichte, die erzähl ich, von 1981, als der Bundespräsident uns kennenlernte. Das war bei der Eröffnung der Reha-Messe in Düsseldorf. Stellt euch vor: ein Riesensaal. Vollbesetzt mit Funktionären der Behindertenarbeit. Vor der ersten Reihe die dazugestellten Rollstuhlfahrer – und wir mittendrin.

Karl Carstens wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er rechnete mit der Freude aller Anwesenden darüber, daß der Bundespräsident – der erste Repräsentant unseres Staates – an der Eröffnung der REHA teilnahm. Viele hundert Menschen hatten ihn freundlich beklatscht, als er den Saal mit seinen Leibwächtern und Kofferträgern betrat. Und dann später ein Attentat – zumindest ein Angriff auf seine Person. Überall hätte er soetwas erwartet, aber nicht unter Behinderten und ihren Freunden.

Dabei fing alles so nett an. Eine Schauspieltruppe hatte gerade ein freundliches Stück als Aufruf zur Verständigung und Solidarität dargeboten. Selbst die anwesenden Behinderten fingen gerade an zu glauben, daß jeder Behinderte ein Mensch »wie Du und Ich« ist.

Nun erwartete das Auditorium ehrfurchtsvoll die feierlichen Festreden. Ein paar Behinderte wußten jedoch um die Brüchigkeit dieser Festlichkeit. Franz Christoph, ein echter Haudegen der Bewegung, wollte den Frieden stören und den Bundespräsidenten, den obersten Repräsentanten unseres Staates, mit seiner Krücke attackieren. Nicht so richtig, mehr symbolisch. Die Eingeweihten waren fast nervöser als Franz. Jedenfalls riß er sich zusammen. Gerade als der Hauptredner – irgendein Professor – dem Höhepunkt seiner Rede mit der zentralen Botschaft »Partnerschaft« entgegensteuerte,

erhob sich auch Franz. Wie weiland die Indianer begann er ein schreckenerregendes Gebrüll, als er auf den ersten Repräsentanten unseres Staates zuhumpelte. Er schrie sich, glaube ich, selbst Mut zu; er brüllte etwas von Wohltäter und Scheinheiligkeit. Jedenfalls schlug er Carstens – zweimal, wie er mir glaubhaft versicherte. Nun ja, so räumte Franz ein, er habe den obersten Repräsentanten zweimal kurz hintereinander mit seiner rechten Krücke berührt.

Daß der Herr Bundespräsident dies schon als Schläge empfunden hat, weiß ich von Carstens selbst. Denn er rief völlig verdutzt: »Er hat mich geschlagen, er hat mich geschlagen.« Ebenfalls zweimal. Das war wohl endlich das Zeichen für seine Leibwächter, ihrer hochbezahlten Tätigkeit nachzukommen, nämlich den Leib des obersten Repräsentanten unseres Staates zu bewachen und zu schützen. Ein ungeheuerer Tumult brach aus, gegen den Franzens Gebrüll wie das Zirpen einer Nachtigall wirkte. Ich hörte: »Raus, raus mit dem!«, »Haltet ihn« und »Undank«. Auch schon mal Ratschläge, die sehr nach Vergasen rochen, ausgesprochen deutlich sogar.

Franz hatte unterdessen längst – wie vom Publikum gefordert – Halt gefunden – in den starken Armen unserer Staatsleibwächter. Ich sage Euch, die Menge hatte sich immer noch nicht beruhigt, obwohl der Festredner am Pult verunsichert und hilflos seine Rede fortsetzte. »Nun führen sie Franz ab«, dachte ich. Ich bangte – die deutlichen Ratschlägen des Publikums noch im Ohr – um seine Freiheit. Das war aber auch alles, was wir anderen Behinderten taten. Einer schaltete zwar noch sein Megaphon an, um zu erklären, was eigentlich los sei. Aber er war so verdattert, daß er sich im nächsten Augenblick schon seines Sprachrohres entledigt sah.

Franz wurde übrigens nicht abgeführt, wie das jedem anderen »Attentäter« passiert wäre. Man brachte ihn zu seinem

Rollstuhl. Viele diskutierten im Anschluß an die Veranstaltung noch lange, was das Ganze eigentlich sollte – allerdings ohne den obersten Repräsentanten unseres Staates.

Nun, Franz meinte natürlich nicht den Herrn Carstens. Der hatte ihm persönlich ja auch gar nichts getan. Aber er war eben der oberste Repräsentant unseres Staates. Franz suchte den Staat zu treffen und traf ihn auch zweimal: zumindest leicht, aber durchaus symbolisch. Er schlug ihn für all die Diskriminierungen, die sein System für Behinderte tagtäglich bereithält. Das zeigte Wirkung. Behinderte sind ja gar nicht so dankbar, lieb, ein bißchen doof und leicht zu verwalten, verkündete die »Tagesschau«. Franz schlug den Staat für dessen Art, Behinderte zu behandeln. Der Staat schlug zurück und behandelte ihn wie einen Behinderten: er nahm Franz nicht ernst. Franz blieb straffrei. So war es damals. War ein Erfolg, doch, doch, sowas gibt's heut nicht mehr.

DER LEPROS UND DIE GESELLSCHAFTSKRITIK

Das individuelle Bedürfnis, das Bedrohliche, den LEPROS aus dem Weg zu schaffen oder ihm aus dem Weg gehen zu können, sammelt sich zu einem kollektiven Willen. Als öffentliche Meinung – gestärkt durch die eigenen Phantasien – erscheint er politischen Mandatsträgern als Auftrag, die von dieser Meinung abhängig sind. Sie beschließen die Haushalte. Sie entscheiden, ob Geld für Sonderschulen oder für die Integration in Regeleinrichtungen, für Heime oder ambulante Dienste ausgegeben wird.

Ihre Politik wiederum entscheidet mit über die Weiterentwicklung der öffentlichen Meinung. Wird etwa weiterhin und verstärkt Integration behinderter Kinder in Regelkindergärten gefördert, so wird das für viele Menschen ganz neue Erfahrungen bedeuten: für viele Nichtbehinderte die Notwendigkeit, ihr Bild über behindertes Leben zu revidieren. Das zieht dann nach und nach weitere Kreise.

Unfaßbare Ideale

Was aber steht am Anfang? Analysen mit politischem Anspruch stellen gern die Schuldfrage. Die Politiker, die Bürokratie, die Rehabilitationsfachleute, die Wohltäter, die Eltern Behinderter, die Nichtbehinderten insgesamt: sie alle sind schon als ursächlich Schuldige genannt. Auch der Kapitalismus. Damit läßt es sich gut leben, doch nicht genug erreichen. Schwerer ist es, die kaum faßbare »Kultur« auf die Anklagebank zu setzen. Darüber hinaus scheint dieses Buch aus dem politischen Skandal der gesellschaftlichen Diskriminierung ein psychologisches Phänomen machen zu wollen. Die Unterdrücker sind nun selbst Opfer einer jahrtausendalten Überlieferung.

Zentraler Ansatzpunkt meiner Kritik sind die Ideale, Werte und Normen unserer Kultur. Ideale macht niemand. Auch die viel gescholtene Werbung nicht. Sie kann nur funktionieren, wo Ideale und Ziele schon bestehen. Ein ausgeprägtes Schönheitsideal gab es zum Beispiel schon im antiken Griechenland. Ideale entwickeln sich im Laufe der Geschichte einer Kultur. Schönheit wurde erst ein Wert an sich, als Menschen begannen, sich zu schmücken. Hierarchie mußte seinen Ausdruck finden. Auch Luxus hat seinen Sinn. Das ist bis heute so. Das Äußere bestimmt ganz wesentlich sogar seelische Bindungen mit. Daß Liebesbeziehungen etwas mit dem Aussehen des Partner oder der Partnerin zu tun haben, ist für mich verwunderlich. Geht es doch bei menschlichen Bindungen wie Ehe und Lebenspartnerschaft eher darum, daß sich die richtigen Charaktere finden. Ein schöner Partner oder eine schöne Partnerin heben den eigenen Wert, sie schmücken. Ein Phänomen, unter dem Behinderte zu leiden haben, besonders behinderte Frauen. Behinderte erfüllen das Schönheitsideal unserer Gesellschaft nicht.

Ideale entwickeln sich. Sie haben in bestimmten Zeitabschnitten Konjunkturen. Disziplin beispielsweise, ein speziell bürgerliches Ideal, wurde sehr wichtig in einer militärischen, hierarchischen Ordnung, wie sie unsere Gesellschaft in der Blütezeit Preußens prägte. Der preußische Staat ging unter. Die preußischen Ideale wie Disziplin, Ordnung, Unterordnung haben überlebt und genießen gerade in Deutschland immer noch allerhöchstes Ansehen.

Der HEROS hat keine Eltern, aber viele Förderer, die Nutznießer sind. Da ihn niemand vollständig erreichen kann, ist fast jeder Mensch ein Mangelwesen. Jeder ist mit seinen ganz individuellen Minderwertigkeitsgefühlen ausgestattet, die er zu kompensieren sucht. Obwohl immerzu propagiert, sind der selbstbewußte Bürger und die selbstbewußte Bürgerin in einer Leistungsgesellschaft unerwünscht. Minderwertigkeit,

die kompensiert werden muß, treibt zu Leistung und Konsum. Das nützt dem Profit. Minderwertigkeitsgefühle schützen vor Aufmüpfigkeit und Rebellion. Noch schlimmer käme es für die Priviligierten, wenn die Bürgerinnen und Bürger nicht nur selbstbewußt, sondern auch noch selbstgenügsam wären. Stellen wir uns vor, mehr und mehr Menschen arbeiteten nur noch soviel, daß sie ihre Existenz ohne Armut und Hunger gesichert hätten. Diese Menschen lebten und arbeiteten nicht mehr dafür, daß es ihnen morgen besser und übermorgen noch besser geht. Sie hätten zuwenig Bedürfnisse. Das schadet dem Umsatz. Gerade die deutsche Leistungsgesellschaft ist aber zukunftsorientiert. Der Wohlstand, der gestern erreicht wurde, ist heute schon nicht mehr genug.

Den Gegner definieren

Nun sind es gerade die durch das bestehende Norm- und Wertesystem Priviligierten, die in unserer Gesellschaft den größten Einfluß haben. Zwar entsteht Kultur aus der Gesamtheit aller Taten, Ideen und Emotionen der Mitglieder einer Kulturgemeinschaft. Für ihre Entwicklung sind bestimmte Kulturträger bestimmender als andere. Die »Öffentliche Meinung« – so wichtig für die Entscheidungen der Politik – ist nicht die Summe der Meinungen der Gesellschaftsmitglieder. »Öffentliche Meinung« hat Macherinnen und Macher, die zwar bestimmte Volksstimmungen berücksichtigen müssen, diese aber schwächen, verstärken, kanalisieren und manipulieren können. Die Medienmacher haben ungeheueren Einfluß auf das Phänomen »Öffentliche Meinung«, aber auch Prominente, Wissenschaftler und Künstler. Wir sprechen umgangssprachlich vom »einfachen Volk«, als wüßten wir, daß seine Bedürfnisse im Gegensatz zu den Wünschen der übrigen Volksangehörigen nur einfach zählen. Die Priviligierten, die die Normen und Werte so belassen wollen, wie sie sind,

sind nicht nur die Reichen. Es sind solche, die eines der hochwertigen Ideale oder mehrere erfüllen. Sie werden nicht das ändern wollen, was ihnen Anerkennung und – damit verbunden – materielle Vorteile bringt. Wer eines der Ideale erfüllt, hat gute Voraussetzungen auch für eine berufliche Karriere und ein hohes Einkommen. Immer wichtiger etwa wird gutes Aussehen, Schönheit, das Ideal »Ästhetik«. Oft ist das Aussehen in Einstellungsverfahren ausschlaggebend, selbst wenn es für die berufliche Aufgabe keine Bedeutung hat. Das Bedürfnis nach Schönheitsoperationen nimmt zu.

Sind nun die Herosnahen die Schuldigen? Sind all die schuld, die dieses System, von dem so viel leidvolle Diskriminierung ausgeht, unterstützen und von ihm profitieren? Nein. Es ist wohl so, daß sie in der Regel nicht wissen, was sie tun. Schuldig sind aber alle, von denen Diskriminierungen ausgehen: zum Beispiel Architekten, die keine Rampen bauen. Mitschuldig ist, wer von Diskriminierungen weiß und sie nicht zu beseitigen versucht. Die Schuld wird umso gewichtiger, je größer die Einflußmöglichkeit auf politische Entscheidungen und kulturelle Entwicklung ist.

Es wäre schön, wenn wir die Verantwortungsfrage nicht bräuchten. Leider läßt sich direkte politische Auseinandersetzung nur zwischen Menschen führen, nicht mit diffusen Phänomenen wie Gesellschaft oder Kultur. Politischer Widerstand hat zwar ideelle Ziele, muß sich aber an Personen und konkrete Institutionen ausrichten. PolitikerInnen, Rehabilitationsfachleute, LeiterInnen von Sondereinrichtungen, BürokratInnen, PädagogInnen und andere sind nicht ursächlich für Diskriminierungen gegenüber Behinderten. Sie sind aber zur Verantwortung zu ziehen, wenn sie Diskriminierungen nicht zu verhindern versuchen.

DAS DENKT DOCH JEDER

Da steht sie ihm gegenüber,
zwischen ihnen nur die Schatten der vorbeihuschenden Menschen.
Er sitzt auf nacktem Stein,
und fast nackt ist sein heruntergekommener Körper.
Sie denkt sofort, daß er sein erbetteltes Geld
abends, wenn nicht sogar früher schon, versäuft.
Irgendwie denkt das doch jeder.
Und doch – ihr Blick wird traurig.
Sie scheint ihm zu glauben.
Zu glauben, daß seine Armut unverschuldet ist.
Er tut ihr leid.
»Ich«, denkt sie, »hab
Gott sei dank
genug zu essen, Kleider und mein Pflegegeld.«
Sie fühlt sich sicher auf ihren Krücken,
hat Spaß und Freunde.

Da sitzt er ihr gegenüber,
zwischen ihnen nur die Schatten der vorbeihuschenden Menschen.
Sie steht auf wackligen Krücken,
und die Spastik spielt mit ihrem Gesicht.
Er denkt natürlich, daß sie gern mal tanzen würde,
und einsam ist sie sicher auch.
Irgendwie denkt das doch jeder.
Sein nur kurzer Blick wirkt betrübt.
Er glaubt, daß sie bestimmt einen guten Charakter hat.
Schweres Schicksal macht den Menschen oft erst menschlich.
Sie tut ihm leid.
»Ich«, denkt er, »kann
Gott sei dank
meine Glieder bewegen, wie ich will.«

Er fühlt sich sicher auf seinen Beinen,
hat Spaß und Freunde.

Es scheint, sie gehen aufeinander zu.
Sie sucht in ihrer Geldtasche nach einem Schein für ihn.
Er nimmt seine Büchse und geht –
noch bevor sie ihn erreicht.

GEGENWEHR

Es gibt unzählbar viele Initiativen, Vereine und Verbände, die sich zum Ziel gesetzt haben, gegen die gesellschaftliche Mißachtung Behinderter zu wirken. Ihre Wege sind unterschiedlich. Die großen und traditionellen Verbände zum Beispiel orientieren sich an Integration und Normalisierungsprinzip. Selbsthilfeinitiativen bauen mühsam Hilfsorganisationen wie »ambulante Dienste« oder »Fahrtendienste« auf, und die autonomen Gruppen suchen den Erfolg in der politischen Demonstration. Nur einige wenige Zusammenschlüsse Behinderter wagen die direkte Auseinandersetzung mit sich selbst, wie das zu Beginn der Bewegung die Krüppelgruppen taten.

Nichtbehinderte als Gegner

Die Krüppelgruppen haben anfangs den Feind im Nichtbehinderten ausgemacht. Sie schlossen aus ihren Beratungen Nichtbehinderte konsequent aus. Wenn sich eine diskriminierte Bevölkerungsgruppe zum gesellschaftlichen Widerstand zusammenfindet, muß sie zwangsläufig ein WIR-Gefühl ausbilden. Sie tut das entlang der Eigenschaften, an denen sich die Diskriminierungen festmachen: WIR Frauen, WIR Schwarzen, WIR Homosexuellen, WIR Ausländer, WIR Alten und eben WIR Behinderten. In den Widerstandsgruppen entsteht durch die Gemeinschaft ein Gefühl von Stärke. Das üblicherweise entwertende Merkmal wird aufgewertet. In der Behindertenbewegung gelang die Aufwertung besonders gut, weil wir die Bewegungen der Schwarzen in den USA und der emanzipierten Frauen als Vorbild und als Identifikationsobjekt nehmen konnten. Die weltweite Achtung vor diesen Bewegungen fühlten wir direkt auch uns zustehend.

Wie der Weiße, die Männer oder die Heterosexuellen für die entsprechenden Bewegungen zunächst einmal generell die »Gegner« sind, so wurden dies die Nichtbehinderten für uns. Diese konsequente Abschottung vom »Gegner« ist wichtig, wenn sich die Diskriminierten aufmachen, für sich selbst zu sprechen. Jahrhundertelang waren behinderte Menschen entmündigt worden. Wir haben gelernt, daß Nichtbehinderte sich viel sicherer und selbstbewußter äußern konnten. Die, von denen wir glaubten, daß sie es gut mit uns meinten, konnten viel geschickter vertreten, was wir forderten. Wir akzeptierten sie als unsere Fürsprecher, und viele Behinderte tun das heute noch. Die Fürsprecher gefielen sich in ihrer Rolle und nahmen sie stets bereitwillig an. Oft drängten sie sich direkt auf.

Seit Anfang der 70er Jahre, wollten wir endlich für uns selbst sprechen. Das notwendige Selbstbewußtsein mußte aber erst noch entstehen. Selbstvertretung mußte eingeübt werden. Um den Automatismus der Weitergabe von Zuständigkeit an Nichtbehinderte zu vermeiden, mußten sie ausgeschlossen werden. Dazu kam die Selbsterfahrungsarbeit, die in den Gruppen begann. Es war viel leichter, seine Schwächen gegenüber denjenigen zu äußern, die ähnliches bei sich selbst schon erfahren hatten. Wir verstanden uns in den Gruppen, anstatt uns zu bemitleiden. Viele von uns hatten ihre Orientierung an den Nichtbehinderten noch nicht abgelegt. Die Anerkennung Nichtbehinderter und ihre Freundschaft bedeutete auch mir noch ungemein viel. Sie wertete mich vor mir selbst und vor der sozialen Umwelt auf. Die Anerkennung der sich solidarisierenden Nichtbehinderten bekam ich aber besonders dann, wenn ich mich als stark und selbstbewußt produzierte. In ihrer Anwesenheit hätte ich meine Schwächen nicht preisgegeben. In meiner Initiative arbeiteten wir zwar immer mit Nichtbehinderten zusammen. Im Bereich Selbsterfahrung trennten wir uns aber über einen langen Zeitraum in zwei Gruppen (Behinderte und Nichtbehinderte) auf.

Bekenntnis als Krüppel

Um uns als Behinderte zu finden – im doppelten Sinne –, war es auch notwendig, gegen die harmonisierende Lüge anzugehen, alle Menschen seien doch irgendwie behindert. Alle Menschen sind zwar – in unterschiedlichem Maße – durch ihre Abweichungen vom HEROS bedrängt, aber nicht alle werden deswegen als LEPROS definiert. Erst mit einem bestimmten Abweichungsgrad setzen die aussondernden, manchmal gar tödlichen Abwehrmechanismen der Nichtbetroffenen ein. Unsportliche, steife Menschen werden zwar belächelt, aber nicht systematisch ausgesondert. Massive Schwierigkeiten und Verunsicherungen setzen aber ein, wenn eine körperliche, eine seelische oder geistige Behinderung sichtbar wird. Erst dann entsteht das typische Ausgrenzungsverhalten, dessen Ursachen wir bekämpfen müssen.

Viele Nichtbehinderte suchten damals, ihre Fürsprecher- und Fürsorgerolle zu erhalten, indem sie das Merkmal Behinderung auch für sich in Anspruch nahmen. Das passiert auch heute noch. Wir mußten und müssen uns dagegen wehren. Jede Gruppe, in der behinderte Menschen ihre emanzipatorische Entwicklung beginnen, ist auch heute noch gut beraten, Nichtbehinderte zunächst aus der Selbsterfahrungsarbeit konsequent auszuschließen. Daß Behinderte damals ihre Identität mit dem Begriff KRÜPPEL beschrieben, liegt nicht nur an den Vorbildern der NIGGER oder SCHWULEN und LESBEN. Es lag auch daran, daß sich kein Nichtbehinderter in eine Krüppelidentität hineindefinieren wollte und konnte.

Heute ist die Dominanz der Behinderten in meiner und vielen anderen Initiativen selbstverständlich. Die Mitarbeit sich solidarisierender Nichtbehinderter ist kein Problem. Diese Mitarbeit hat auch stark abgenommen. Das liegt einerseits daran, daß viele Nichtbehinderte begriffen haben, daß Behinderte

ihren Widerstand selbst organisieren müssen. Andererseits fehlt auch der Lustgewinn durch die nicht mehr mögliche Fürsorge und Fürsprache.

Die vielen Clubs und Vereine in der Bundesrepublik, in denen sich Behinderte immer noch zusammentun, um den Kontakt zu Nichtbehinderten zu organisieren, sind an wirklichem Selbstbewußtsein nicht interessiert. Selbstbewußtsein vertreibt die meisten Nichtbehinderten. Die, die begriffen haben, gestalten ihr Leben mit uns außerhalb von Vereinen, und die, die nicht begreifen wollen, können mit selbstbestimmten Behinderten nicht viel anfangen.

Der Gebrauch des Wortes KRÜPPEL für uns selbst hat sich in unserer Bewegung nicht durchsetzen können. Da sind die Unterschiede zu den Vorbildbewegungen wohl doch zu groß. Im Gegenteil wird versucht, permanent neue und weniger stigmatisierende Begriffe zu prägen. Jeder Begriff wird in wenigen Jahren wieder vom LEPROS eingeholt: Der Begriff Krüppel war bis Anfang des 20. Jahrhunderts die gebräuchliche Bezeichnung für uns. Er wurde durch die Begriffe Invalide und Versehrte ersetzt. Dies beinhaltete eine Verschlechterung: bedeutet doch das eine »Unwerte« und das andere »Beschädigte«. An die Stelle dieser beiden Wertungen trat dann der Begriff »Behinderte«. Reine Umbenennungen helfen jedoch nichts. Erst vor wenigen Monaten beschrieb mir zum Beispiel eine Schülerin ihren anscheinend völlig untauglichen Lehrer indem sie klagte, er erkläre die Aufgaben immer total »behindert«. Die gesellschaftliche Bewertung holt den Begriff ein. Es nützt auch nichts, auf die medizinischen Definitionen der Behinderungsarten auszuweichen. »Spastiker« etwa wird heute längst wieder auch als Schimpfwort benutzt. Als neuester Ausweg wird nun die Formulierung »behinderte Menschen« als Ersatz für »Behinderte« gebraucht. Es soll deutlich gemacht werden, daß Behinderte auch andere Eigenschaften haben. Der stets angeführte Zusatz, wir seien

doch zuerst Menschen und dann Behinderte, verschleiert aber die Tatsache, daß wir in allen wesentlichen Lebensbereichen durch unsere Behinderung festgelegt und definiert werden. Was wir auch tun und wohin wir auch ausweichen, unsere Behinderung ist immer schon da. Das ist nach gelungener Integration in ein positives Selbstbild auch gar nicht schlimm. Im Gegenteil. Dann ist der Begriff »Behinderte« sogar treffend. Er drückt aus, daß wir eben in unserer Entfaltung gehindert, behindert werden. Der Begriff läßt aber offen, wer oder was hindert, behindert und einschränkt.

Emanzipation vor Integration und Normalisierung

Ein positives Selbstbild, ein tragendes Selbstwertgefühl zu entwickeln, ist bis heute Ziel der Behindertenbewegung geblieben. Integration war immer zweitrangig. Es war und ist wichtig zu sehen, daß Emanzipation und Integration zwei unterschiedliche Phänomene sind. Emanzipation meint die Entstehung eines eigenständigen, von Entwertungen befreiten Selbstbewußtseins und Selbstwertgefühls. Integration meint nichts anderes als Eingliederung. Während Emanzipation den Widerspruch zum bestehenden System beinhaltet, setzt Integration Anpassung voraus. Integration ist auch kein Beweis dafür, dem LEPROS entgangen zu sein. Dies meinen aber viele der akzeptierten, integrierten Behinderten, wenn sie allen Ernstes behaupten, sie seien normal.

Für die LEBENSHILFE, größter deutscher Elternverband geistig Behinderter, ist die Normalisierung sogar ein Ziel: »Geistig behinderte Menschen haben ein Recht auf ein Leben so normal wie möglich in unserer Gesellschaft«. Wörtlich genommen haben Geistigbehinderte dieses Ziel schon lange erreicht. Denn es ist in dieser Gesellschaft normal, daß sie ausgesondert werden. Die LEBENSHILFE meint aber, daß

Geistigbehinderten die gleichen Rechte und Entfaltungsmöglichkeiten wie Nichtbehinderten zustehen. Das wäre in der Tat zur Zeit und im Vergleich mit allen bestehenden Gesellschaften völlig unnormal. Auch ich fordere Normalisierung für Behinderte, wenn das bedeutet, daß uns die üblichen Gestaltungsmöglichkeiten zugestanden werden: selbständiges Wohnen statt Heimversorgung, berufliche Eingliederung statt Werkstätten für Behinderte und selbstverständlicher Zugang zu Busse und Bahnen. Doch selbst bei Erfüllung all dieser Voraussetzungen bin ich noch nicht normal und entspreche nicht der Norm. Es bleiben unzählige Diskriminierungen übrig. Mit der Behauptung, normal zu sein, können sich Behinderte zwar mehr oder weniger erfolgreich von anderen abgrenzen, nicht aber vom LEPROS. Er wird nämlich nicht vom NORMALEN her definiert, sondern orientiert sich am HEROS – am Ideal. In unserer heutigen, perfektionsorientierten Gesellschaft wird nicht mehr nur die Abweichung von der Norm, sondern die Abweichung vom Ideal bestraft. Normal zu sein bedeutet nur, der Aussonderung oder Beseitigung entgehen zu können. Vor Diskriminierungen, Benachteiligungen und Entwertungserfahrungen schützt tatsächliche oder behauptete Normalisierung überhaupt nicht.

Unsere Situation zu normalisieren bedeutet im emanzipatorischen Sinne, persönliche und politische Normen so offen zu halten, daß kein Mensch mehr wegen seines Andersseins ausgesondert wird. Um das tun zu können, muß ich heute noch begreifen, daß ich eben nicht normal, daß ich anders bin.

Das Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen

Emanzipation war immer das vordringlichste Ziel der autonomen und radikalen Selbsthilfeinitiativen Behinderter, die

im Laufe der 70er Jahre in vielen Großstädten der BRD gegründet wurden. Die erste Initiative – der Club 68 in Hamburg – wurde 1968 von jungen Behinderten gegründet, deren Eltern in einem Elternverband mit der Forderung nach Mitsprache ihrer Kinder nichts anfangen konnten. Die Gründung dieses Clubs war selbst ein direkter Akt der Emanzipation. Leider blieb es dann in der Mehrzahl dieser Clubs Behinderter und Nichtbehinderter dabei. Nur wenige hielten einen emanzipatorischen Kurs. Zu diesen wenigen gesellten sich später die schon beschriebenen Krüppelgruppen.

Zur Vorbereitung von Aktionen gegen das UNO-Jahr der Behinderten, 1981, trafen sich Aktive der Gruppen und gründeten später aus diesem Zusammenschluß das »Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen«. Nach guter politischer Arbeit im UNO-Jahr, die bis heute zahlreiche Nachahmer mit neuen Ideen fand, etablierten sich schon im nächsten Jahr einige der Initiativen der Selbstorganisation: Zu den wesentlichen Voraussetzungen für ein emanzipiertes Leben gehöre es, über Mobilitätsmöglichkeiten und Hilfsdienste zu verfügen. Und zwar nicht nur als Konsument sondern auch als Träger, als Kontrolleur. Mit dieser Überzeugung begannen Gruppen, in Marburg, Berlin, Frankfurt, Münster und vielen anderen Städten Fahrtendienste oder ambulante Dienste aufzubauen. In München hatte sich die »Vereinigung Integrationsförderung« als ambulanter Dienst schon etabliert. Behinderte nutzten diese Dienste reichlich, hatten aber in ihrem Leben kaum noch Platz, sie auch zu kontrollieren. Wieder übernahmen nichtbehinderte Funktionäre die Kontrolle. Die Realitäten der Geldbeschaffung zwangen die Initiativen mehr und mehr, sich in Richtung traditioneller Hilfeanbieter des Wohlfahrtwesens zu orientieren.

Das Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen griff zunächst die Themen dieser neu entwickelten Gruppen auf, konnte aber auch damit nicht verhindern, daß im Zuge der

Etablierung dieser Gruppen sich deren Aktive auf die praktische Arbeit vorort beschränkten. Weitere Aktive zogen sich zurück, als die Independent-Living-Bewegung in Form der »Zentren für Selbstbestimmtes Leben« nach Deutschland überschwappte. Dazu später mehr.

Weder die Dienstleistungsinitiativen noch die Zentren für Selbstbestimmtes Leben fühlten sich im Forum noch vertreten, und beide Bewegungsstränge organisierten sich in neuen Zusammenhängen. Selbst die Abwehr der modernen Eugenik konnte das Forum nicht mehr effektiv organisieren, weil sich hier eine Zusammenschluß von Behinderten und Nichtbehinderten, das »Anti-Eugenik-Bündnis«, gründete.

Das Forum der »Krüppel- und Behinderteninitiativen« hat seine ursprüngliche Berechtigung überlebt. Es gibt diese Initiativen in den einzelnen Städten nicht mehr. Jedenfalls nicht in der radikalen und autonomen Form wie noch vor wenigen Jahren. Die meisten der Gruppen, die früher dieses Forum aufbauten, sind heute – wenn sie überhaupt noch bestehen – sich zunehmend mit dem System arrangierende Dienstleistungsinitiativen: Ambulante Dienste, Behindertenfahrtendienste, Beratungszentren.

Auch die Gründung von Selbsthilfegruppen im Zuge der Wende in Ostdeutschland hat keine radikalen, emanzipatorischen Organisationen geschaffen, obwohl das zunächst so aussah. Ihr neuer Dachverband, der »Allgemeine Behindertenverband in Deutschland« (ABiD), mußte sich mit seinem Ziel, Verband für alle Alters-, Eltern- und Behindertengruppen und alle Weltanschauungen zu sein, zwangsläufig zu einem der üblichen Verbände entwickeln. Radikale Thesen und Aktionen sind in pluralistischen Verbänden nur schwer zu vertreten.

Die Behindertenbewegung – nicht nur das Forum – hat sich

damit aufgehalten, ausschließlich die gesellschaftliche Diskriminierung zu bekämpfen. Einschränkungsverarbeitung war verpönt. Ich bin sicher, daß die Bewegung nie über die Form einer Avantgarde hinausgekommen ist, das liegt wesentlich daran, daß sie offen gezeigte Unsicherheiten und Selbstzweifel als unwürdiges Selbstmitleid betrachtete. Die Zweifelnden haben uns dieses Emanzipationsschauspiel tatsächlich abgenommen, uns bewundert und für unerreichbar erklärt. Danach haben sie ihre eigene Befreiungen gar nicht mehr versucht. Wir genossen es, uns als Vorbilder darzustellen. Jedoch haben uns die, denen wir angeblich Vorbilder sein wollten, im Grunde nicht interessiert. Das nichtbehinderte, fortschrittliche Milieu war viel interessanter und wichtiger für unsere Selbstachtung. Emanzipationsgehabe ist eine Form neurotischer Bewältigung. Sie hält Diskriminierungen aus, solange genügend Anerkennung bleibt. Mitverantwortlich für die Weigerung der Bewegung zu analysierender Reflektion ist, daß viele der WortführerInnen durch ihre exotische Lebensführung, progressive Stärke, authentische Darstellung bei Referaten und Vortragsreihen im linken Milieu soviel Anerkennung bekommen, daß sie ihre Behinderung als reinen Lustgewinn betrachten können.

Das »Forum« ist tatsächlich ein Zusammenschluß von wenigen Behinderten aus Ost und West, die bereit sind, für ihre massiven Demonstrationen auch persönliche Einbußen hinzunehmen. Widerstand ist kein Betriebsausflug. Solch eine Gruppe braucht die Behindertenbewegung auch weiterhin: aber besser organisiert und mit einer auf Reflexion beruhenden Solidarität. Widerstand etwa in Form von Bühnenbesetzungen bei diskriminierenden Veranstaltungen oder die erfolgreiche Verunsicherung der Übernahme Singerscher Euthanasiethesen auch in Deutschland haben ganz wenige Aktive aus dem Forum und – mittlerweile bedeutender – aus dem Anti-Eugenik-Bündnis organisiert.

Für ein Bündnis vieler Identifikationen

Was wir brauchen – getrennt organisiert und dennoch zugleich – sind:

– Auseinandersetzung mit uns selbst,
– politische Aktion,
– solidarische Beratung,
– selbstbestimmte Hilfsdienste und
– selbstbewußte Integration.

Akzeptanz und Chancengleichheit für Behinderte in unserer Kultur sind nur zu erreichen, wenn Behinderte sich ein positives Selbstwertgefühl, Selbstbestimmung und Eigenständigkeit im Urteil erkämpfen. (Selbständigkeit fehlt in dieser Reihe, weil auch hilfsbedürftige Behinderte selbstbestimmt und autonom sein können. Die Begriffe werden oft verwechselt.) Ambulante Dienste, die persönliche Assistenz oder – schlechter ausgedrückt – Pflegehilfen bereitstellen, dienen der Emanzipation, wenn sie körperliche, geistige oder seelische Einschränkungen mit so wenig Fremdbestimmung wie möglich auszugleichen helfen. Für das Erreichen dieses Zieles ist es wichtig, daß wir selbst diese Dienste kontrollieren. Neben den selbstbestimmten Hilfsdiensten dienen die Beratungszentren der Emanzipation, weil sie direkt auf persönliche Weiterentwicklung hin konzipiert sind. Politische Aktion und Integration wirken eher, weil sie Vorurteile korrigieren können. Der gemeinsame Unterricht von behinderten und nichtbehinderten Schülerinnen und Schülern – als ein Beispiel von Integration – erzeugt Erfahrungen, die den Weiterbestand von Vorurteile und Fehleinschätzungen erschweren.

Politischer Widerstand hat seine stärkste Wirkung in der Vermittlung persönlicher Erfahrung, die vertraute Bilder zerstört. Von der Bühnenbesetzung anläßlich der Eröffnungsveranstaltung zum UNO-Jahr der Behinderten blieben die

Argumente auf den Flugblättern wirkungslos. Es waren die Art, wie diese Argumente verfaßt wurden, und die Demonstration, die das Bild vom dankbaren, lieben und leicht zu verwaltenden Behinderten bis ins Fundament verunsicherten.

MARSHA SPRENGT DIE MAUERN

Nun ist sie geknickt. Marsha. Für sie ist das Seminar gescheitert. Wollte sie uns doch zeigen, wie gut »peer counselling« ist. Immerhin ist sie ein Profi – aus Amerika.

Ausgerechnet mich hatte sie sich zur Demonstration ausgesucht. Sie fragt mich dann so nebenbei, worüber ich bei meiner Behinderung trauere. Mensch stelle sich vor: ein Seminar der Avantgarde der Behindertenemanzipation. Alles ganz starke Typen, die ihre Behinderung voll im Griff haben. Und dann so eine Frage.

Sind wir denn ein Kaffeekränzchen, bei dem Wehwehchen ausgetauscht werden? Da ist sie aber gegen eine Wand gelaufen. Immerhin habe ich selbst Psychologie studiert. Anerkennung kam aus dem Publikum der gescheiterten Demonstration. Einer sagt: »Toll, daß du dich nicht hast knacken lassen!«

Ich habe mich nicht knacken lassen. Wieso? Was knacken lassen?
Marsha.
Ich bin dann spazieren gegangen. Allein. Nur so – ohne sie – konnte ich ihr alles sagen.

Marsha, echt war die Beschreibung meiner Selbstachtung, wenn ich mich wehre und mit anderen zusammen meine Rechte durchkämpfe. Dann bin ich wirklich stolz. Wenn der Nebel sich lichtet, wenn ich was erkennen kann, wenn ich persönlich weiterkomme. Das ist so ein warmes Gefühl. Ich suche das und genieße es.

Doch, Marsha, ich konnte Dir nicht von meiner Trauer erzählen. Ich erinnere mich, als ich noch auf die üblichen Studentenfeten ging. Da wünschte ich mir so oft, daß ich wie die

anderen einfach unbeschwert flirten, tanzen kann. Nein, es ist nicht das Tanzen. Rhythmisch bewegen kann ich mich auch im Rollstuhl. Nein, es sind diese wundersüßen und spannenden nonverbalen Rituale. Sie sind mir nicht möglich. Ich bin nach meinem Unfall nur einmal in eine Diskothek gegangen. Wo die Körper stilles Vokabular sprechen, werde ich immer mißverstanden. Das machte mich früher so maßlos traurig – manchmal. Ich habe dir nur von meinen Kompensationen, nicht aber von ihrem Grund erzählt.

Oder einmal in der Küche des Studentenwohnheimes, spät abends kam das Gespräch in einer kleinen Gruppe auf Sex. Es entstand eine richtig erotische Stimmung. Dann fragt mich einer ganz direkt, ob es denn bei mir überhaupt noch gehe. Aus unverschämter Neugier fragte er. Als ob er sagen wollte: »Du kannst doch gar nicht mitreden«. Ich bin ihm ausgewichen und bald geflüchtet. Meine Freundin war vorher schon gegangen und schlief, als ich kam. Ihr Körper legte sich dicht an mich und meinte es zärtlich wie immer. Und war doch so bedrohlich aufeinmal. Ich war so verzweifelt. Darüber möchte ich so gern mal reden, Marsha. Ich würde so gern von Menschen aufgefangen werden, denen es damit genauso geht. So muß ich alles allein machen.

Und wie lange ich brauchte, bis ich meinen Körper ungeschützt an einen Strand legen konnte. Ich habe ihn so lange nicht angenommen. Früher wachte ich mitten in der Nacht auf, weil sich meine Arme verkrampften. Ich hatte sie nur dahin gelegt, wo meine Haut noch was empfindet. Das »andere« war so fremd. Dann habe ich den Artikel einer Behinderten zu diesem Problem gelesen und begonnen, immer wieder nackt durch die Wohnung zu fahren. Ich habe den Spiegel versetzt, der bis dahin nur meinen Oberkörper wiedergab. Ich habe mich am ganzen Leib gestreichelt und eingeölt. Ich habe mir ganz langsam wieder meinen eigenen Körper erobert.

Weißt Du, welche Kraft ein zu steiler Berg oder die Wohnung eines Freundes im dritten Stock kostet? Ich meine nicht die körperliche Kraft. Ja, Du weißt es. Weil Du selbst es schon erfahren hast. Ich hätte dir das sagen müssen. Du weißt, was es bedeutet, wenn ein Arbeitgeber massiv vom Staat bestochen werden muß, damit er dich einstellt. Du weißt, wie schwer es ist, von der Hilfe anderer abhängig zu sein. Auch wenn man sie – wie Du – bezahlt.

Sowas müssen wir besprechen, Marsha. Ich muß meine Einschränkungen aushalten. Dazu muß ich sie benennen können. Nur so kann ich mich wirklich befreien, statt meine Einschränkungen nur zu kompensieren.

Tränen erdrücken immer. Ob sie geweint oder zurückgehalten werden. Nur – in dem einen Falle trocknen sie.

Und siehst Du, Marsha, so hast du doch die Mauer eingerissen. Im Stillen. Wer weiß, wofür das alles gut ist.

DER EMANZIPATORISCHE AUFBRUCH

Emanzipation ist schwer. Zu schwer scheint oft die Aufgabe, zu leicht sind die Fluchtwege. Fluchtweg ist sowohl der dogmatische Aktionismus der Bewegungsaktiven als auch die reine Anpassung der Integrationsbemühten unter den Behinderten. Als in den frühen Jahren der Bewegung die Selbsterfahrungsgruppen von uns Behinderten bereitwillig zugunsten »wichtigerer« Aktionen aufgegeben wurden, waren wir gerade unserem Minderwertigkeitsgefühl nahe gekommen, das uns über Jahrhunderte eingetrichtert worden ist. Den Schmerz darüber haben wir uns nicht erlaubt. Das war Flucht.

Am Anfang jeder Emanzipation muß es gelingen, die eigene, wesentliche Andersartigkeit und Nichtnormalität auszuhalten. Wir als Behinderte haben es ungleich schwerer als andere ähnliche Emanzipationsbewegungen. Obwohl die Frauenemanzipation, die schwarze Bürgerrechtsbewegung, die Emanzipation Schwuler und Lesben der Behindertenbewegung immer ein Vorbild war: Behinderte müssen mehr und anderes bewältigen. Das hat sicher auch mit dem unterschiedlichen Wert der einzelnen Gruppen für die kulturelle Gemeinschaft zu tun. Die Kraft der Feministinnen begründet sich unter anderem auf ihrem Wissen, daß Frauen für den Fortbestand der Gesellschaft unverzichtbar sind. Frauenbewegung und Bürgerrechtsbewegungen der Schwarzen profitieren von der großen Zahl ihrer Mitglieder. Auch das gibt Gewißheit und Kraft.

Über diese günstigen Voraussetzungen verfügen Behinderte nicht. Sie werden als entbehrlich bezeichnet. Nicht nur von einigen wenigen Nationalisten auf offener Straße. Die modernen Kosten- Nutzen-Rechnungen, die sich mit Behinderung beschäftigen, errechnen uns wieder zum Ballast.

Wir sind weder viele noch unentbehrlich. Doch noch schlimmer wirkt sich aus, daß unsere Einschränkungen nicht nur gesellschaftlich verursacht sondern konstitutionell gegeben sind. Versuchen wir uns vorzustellen, die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen sei aufgehoben: Sie haben sogleich die gewünschten Entwicklungschancen. Beseitigen wir die Diskriminierung von Homosexuellen, so können sie genauso gezwungen oder ungezwungen leben wie Heterosexuelle. Spielt eines Tages die Hautfarbe eines Menschen keine Rolle mehr, so leben auch Schwarze ohne die typischen Einschränkungen. Bei uns Behinderten wird selbst in einer vollständig behindertengerechten Welt die außergewöhnliche Einschränkung der jeweiligen Behinderung bleiben. Sprüche wie »Black is beautiful« sind nicht auf uns übertragbar. Das erschwert unsere Identifikation mit uns selbst. Denn die meisten von uns würden die Einschränkungen der Behinderung gern loswerden, und keiner ist bereit, freiwillig weitere Behinderungen und damit weitere Einschränkungen auf sich zu nehmen – unter keinen gesellschaftlichen Bedingungen.

Die Behindertenbewegung – und zwar alle Stränge – tut sich bis heute mit der Tatsache dieser nicht beseitigbaren Einschränkungen ungeheuer schwer. Mehr noch: sie leugnet Zweifel. Das ist verständlich, wenn eine Gruppe gerade die unweigerliche Gleichsetzung von Behinderung und Leid bekämpft. Wie schwer ist es dann, über das Leid, das Behinderungen erzeugen können, zu sprechen – es gar zu akzeptieren. Es erschwert die Argumentation gegen die Eugenik des Paragraphen 218 a StGB, wenn gleichzeitig eine diagnostizierte Behinderung eines heranwachsenden Menschen als Einschränkung anerkannt werden muß.

Emanzipation Behinderter heißt auch, Einschränkungen als bedauerlich anzuerkennen. Das gehört zu unserer Selbstakzeptanz: »Ja, ich würde lieber meine Beine spüren und lieber meine Blase kontrollieren können. Doch das bedeutet

überhaupt nicht, daß ich dann glücklicher oder unglücklicher wäre. Vor meinem Unfall war ich auch nicht glücklicher. Aber heute bin ich stolz. Stolz, daß ich trotz meiner Einschränkungen mein Leben so reich entfalten konnte, gegen viele Widerstände, Diskriminierungen und gegen mein eigenes Minderwertigkeitsgefühl. Und ich erlaube niemandem unwidersprochen, diese Entwicklung aufzuhalten. Ich erlaube keine Diskriminierung mehr«. Der Quasimodo in mir kündigt Esmeralda die Freundschaft. Emanzipation ist täglicher Kampf, und dazu brauche ich die Gemeinschaft und Unterstützung von anderen gleichgesinnten und selbstkritischen Behinderten.

Zur Zeit gibt es innerhalb der Bewegung wohl nur die Aktiven der Selbstbestimmt-Leben-Initiativen, die zu solcher Emanzipation bereit sind.

»Selbstbestimmt-Leben«-Bewegung

»Selbstbestimmt-Leben« oder »Independent-Living« ist das Schlagwort sich weltweit organisierender Selbsthilfeorganisationen. Seit 1986 gibt es auch in Deutschland solche Gruppen, obwohl die Ideen des »Selbstbestimmt-Leben« schon früher auch hier diskutiert wurden.

1986 waren verschieden Bewegungsaktive heimatlos geworden. Dazu gehörte auch ich. Wir waren gerade dabei, den Kampf um eine Weiterentwicklung des Forums der Behinderten- und Krüppelinitiativen zu einer schlagkräftigen, attraktiven Organisation mit offenen statt verdeckten Machtverhältnisses zu verlieren. »Unsere« Dienstleistungsinitiativen sahen wir mittlerweile im unausweichlichen Sog der Wohlfahrtspflege untergehen. Das Anti-Eugenik- Bündnis gab es noch nicht. Es wäre auch damals – wie heute – kein eigentli-

ches Emanzipationsbündnis, sondern allenfalls ein Solidaritätsbündnis gewesen. Zu dominierend ist die Gruppe der Nichtbehinderten.

Es mußte zudem etwas her, was auch für bisher »unbewegte« Behinderte attraktiv genug ist. So fuhr eine kleine Gruppe 1986 in die USA, um sich vor Ort die »Centers-for-Independent-Living« anzusehen. Wir besuchten Boston, New York, Saint Louis und das Mekka der Bewegung in Berkeley/Kalifornien. Was wir dort sahen, ließ uns im Anschluß an die Reise bei aller Finanzierungsunsicherheit die ersten Zentren gründen. Selbstbewußte, reflektierende Behinderte berieten andere Behinderte und halfen ihnen konkret bei der Organisation ihres Alltages. Heute arbeiten in vielen deutschen Städten »Selbstbestimmt-Leben«- Initiativen, so in Bremen, Köln, Erlangen, Berlin, Nürnberg, Pulheim, Hamburg und Jena.

Sie haben – noch etwas holprig – ihre Ziele wie folgt zusammengefaßt:

»1. Selbstbestimmt Leben ist ein Prozeß der Bewußtseinsbildung, der Entwicklung persönlicher und politischer Entscheidungsbefugnis sowie der Emanzipation.

Dieser Prozeß befähigt uns, gleiche Möglichkeiten, gleiche Rechte und die volle Teilnahme in allen Bereichen der Gesellschaft zu erreichen. Als behinderte Menschen müssen wir diesen Prozeß individuell und kollektiv kontrollieren.

2. Zur Verwirklichung eines selbstbestimmten Lebens bieten wir gezielte Unterstützung und Beratung von behinderten Menschen für behinderte Ratsuchende an und verwenden demokratische Grundsätze in unserer Arbeit.

3. Als gleichberechtigte BürgerInnen müssen wir den glei-

chen Zugang zu den grundlegenden Dingen des Lebens haben. Dazu gehören: Das Recht auf Nahrung, Kleidung, Wohnraum, Gesundheitsversorgung, Hilfsmittel, Dienstleistungen zur persönlichen Unterstützung, Mobilität, Kommunikation, Information, Bildung, Arbeit, politische Betätigung, Zugangsmöglichkeit aller gesellschaftlichen Bereiche sowie das Recht auf freie Sexualität, Kinder und Frieden.

4. Unsere Initiativen für ein selbstbestimmtes Leben sind eine behinderungsübergreifende Bewegung, die sich für die Befriedigung der Bedürfnisse von allen behinderten Menschen einsetzt. Um dies zu gewährleisten, müssen wir uns von Vorurteilen befreien, die wir gegenüber Personen mit anderen Behinderungen als unsere eigene haben, und das Engagement anderer unterrepräsentierter Gruppen fördern.

5. Wir müssen alle Voraussetzungen bekommen, die uns gleiche Chancen, wie sie Nichtbehinderte haben, einräumen und uns eine volle Teilnahme am Leben der Gemeinschaft ermöglichen, indem wir unsere Bedürfnisse, die Kompensationsmöglichkeiten (das meint Hilfsdienste – d.A.) und den Grad der Kontrolle über diese notwendigen Dienstleistungen selbst bestimmen.

6. Kinder mit Behinderung müssen von ihren Familien und der Gesellschaft dahingehend unterstützt werden, daß sie ein eigenständiges Leben entwickeln können. Unsere Bürgerrechtsbewegung für ein selbstbestimmtes Leben lehnt den Aufbau und Erhalt von Einrichtungen ab, die behinderte Menschen durch Aussonderung diskriminieren oder durch ihre Angebote in besonderer Abhängigkeit bringen und halten.

7. Wir, die behinderten Menschen, müssen die Möglichkeiten haben, uns selber in der Forschung, Entwicklung, Planung und im Treffen von Entscheidungen in allen Bereichen und Angelegenheiten, die unser Leben berühren, zu engagieren.

Entscheidungen, die die Belange behinderter Menschen betreffen, dürfen nicht ohne Beteiligung derselben getroffen werden!« (14)

Emanzipation kann mensch nicht lehren. Doch wo der Wille dazu gekeimt ist, kann professionelle Hilfe, Austausch von Erfahrungen und gerade die eigene Betroffenenheit der Beratenden weiterbringen.

Politischer Widerstand kann von solchen Beratungszentren nur sehr gemäßigt oder indirekt ausgehen. Denn um professionelle Hilfe anbieten zu können, müssen die beratenden Behinderten bezahlt werden. Die Finanzierung solcher Arbeit kann nur über Spenden (wie in den USA fast durchgängig) oder staatliche Förderung geschehen. Damit sind Protestformen, die die GeldgeberInnen nicht mehr akzeptieren, nicht möglich. Stets steht die eigene Existenz auf dem Spiel. Die Widerstandskraft dieser Beratungsarbeit – die heute noch nicht abgeschätzt werden kann – wirkt indirekt. Indem viele Betroffene in ihrem Privatbereich oder durch öffentlichen Protest bereit sind, Diskriminierungen anzugehen. Die Beratenden müssen aber auf jeden Fall jede Manipulation in der Beratung unterlassen. Nochmals: Wir können Emanzipation nicht lehren. Wir können nur beschreiben, wie wir sie durch Höhen und Tiefen – mal vollständig, mal nicht – erlebt haben. Die Erfahrung, daß emanzipatorischer Lustgewinn fasziniert, kann uns hoffen lassen.

Aktuell besteht in der »Selbstbestimmt-Leben«-Bewegung wieder die Gefahr der Flucht in die politische Aktion. So organisieren die Initiativen ganz wesentlich das Bündnis für ein Anti-Diskriminierungsgesetz, das ich grundsätzlich natürlich begrüße.

Schwieriger als der politische Kampf – ganz besonders für uns Behinderte – ist der persönliche Kampf. Sich von der gesellschaftlichen Minderbewertung zu emanzipieren ist viel leichter als das eigene Minderwertigkeitsgefühl anzugehen. Was setzen wir unserer bisherigen Selbstentwertung entgegen. Eigene neue Werte, ja gerne. Aber welche? Unsere einzige Chance ist – so glaube ich –, uns in einem sehr mühsamen Prozeß von den Kriterien der gesellschaftlichen – und damit auch unserer persönlichen – Bewertung unabhängiger zu machen. Wir müssen unsere Selbsteinschätzung wie unsere persönlichen Ideale kennenlernen und verändern. So können wir Erstrebenswertes, Liebenswertes, Lebenswertes – genug gegen jedes Minderwertigkeitsgefühl – in uns entdekken. Solche Prozesse können hier nicht beschrieben und konsumiert werden. Sie müssen gelebt werden.

Auf diese Entdeckungsreise müssen wir uns begeben. Alle, die zu dieser Reise nicht durch die Bedrohung der Ausgrenzung gezwungen sind, können das nicht für uns tun. Sie können uns allenfalls indirekt motivieren. Ich habe die größte Emanzipationslust immer dann empfunden, wenn ich – zuerst mit anderen, später auch allein – irgendeine Diskriminierung zurückgewiesen hatte, wenn ich mich gegen irgendeine Unverschämtheit mit Erfolg gewehrt hatte. Wenn ich mich in einer Situation – wie sonst nie in vergleichbaren Situationen – selbstbestimmt hatte, dann steigerte das ganz besonders mein Selbstwertgefühl.

Begeben wir uns auf die Reise zu unserem eigenen Selbstbild, so tun wir das gewiß auch für andere Behinderte. Gegen die Angst vor der Auseinandersetzung mit sich selbst hilft das Vorbild derer, die aus diesem Prozeß mit Gewinn, mit mehr Lebensfreude hervorgegangen sind. Nehmen wir von unserem Minderwertigkeitsgefühl Abschied, haben wir es

auch nicht mehr nötig, uns von anderen Behinderten abzusetzen oder ihnen den LEPROS zuzudichten.

Warum sind es so wenige, die weiterkommen wollen. Warum sind so viele der Behinderten, die weiter könnten, dazu gar nicht bereit. Weil einem starken Selbstbewußtsein so viel im Wege steht. Sicher. Vielleicht aber auch nur, weil so viele nach so vielen Jahren der Aussonderung einfach das Gefühl aufbauen und genießen wollen, integriert, nichts Besonderes und normal zu sein. Sie genießen als Beschwörung gegen ihre eigenen Zweifel die Illusion des »Jeder ist ein Teil des Ganzen«, des »Miteinander – Füreinander«, des »Jeder ist ein Mensch, wie du und ich«, der »aktiven Partnerschaft zwischen Behinderten und Nichtbehinderten«. Dafür sind sie bereit, die bleibenden Diskriminierungen einfach »wegzustekken«.

Die Geschichte der Behindertenbewegung ist die einer gleichermaßen findigen wie suchenden, offen selbstbewußten und heimlich verzagten, lauthals demonstrierenden und kleinmütig verharrenden Avantgarde. Doch der Anfang ist gemacht und eines Tages...

OHNE ZU WISSEN

Emanzipieren will ich mich!
Seit nunmehr 20 Jahren.

»Du bist nun querschnittgelähmt«,
sagten sie mir damals.
Die, die mir nicht den Brei der Beschwichtigungen löffelten.
»Du mußte jetzt mit deiner Behinderung fertig werden!«
Sie trauten mir das zu, sagten sie.

Ich war ihnen dankbar dafür
und versprach
ihnen und mir,
mein Bestes zu tun.

Damit fertig werden,
meine Behinderung überwinden,
mich nicht unterkriegen lassen.

Sie redeten mir meine Behinderung als Gegner ein.
Für meine Verarbeitung lobten sie mich.

Bis ich mein Versprechen brach.

Ich habe mich mit ihr verbündet,
mit meiner Behinderung,
schwor ihr Emanzipation,
ohne zu wissen,
was das ist.

Irgendwie
selbstsicher,
selbstbestimmt und
selbstbewußt.

Irgendwas selbst
und befreit
und stark,
vor allem stark,
und kein Mitleid dulden.

Dann, 1980,
mitten in einem gewaltigen Demonstrationszug
von Behinderten,
mittendrin,
da
füllte sich die Luft mit dieser
wohltuenden
Empörung.
Behinderte im Widerstand,
stark und selbstbewußt
und stark,
und ich,
einer von ihnen,
und mittendrin,
skandierte ich Parolen,
und meinte:
»Seht her, emanzipiert bin ich,
ein Behinderter im Widerstand.
und stark«.

Ich schrie,
mit Leib und Seele,
mit Seele
und diesem Leib:
»Die-Sor-gen-kinder-geben-keine-Ruh!
Wer-ist-hier-be-hindert-ICH-oder-DU?

Ich oder du?
Ich nicht.
Du,

Er oder sie, alle,
nur ich nicht.
Ich bin emanzipiert -
von ihr.
Behindert sind die Beschränkten.
Ich bin nicht beschränkt.
Ich bin stark
und befreit.
Eben,
bin emanzipiert...

...oder?

Seit nunmehr 20 Jahren will ich mich emanzipieren,
ohne zu wissen,
ohne genau zu wissen,
wann ich das eigentlich bin.

Literaturverzeichnis

(1) Bernsmeier, Helmut (Hrsg.)
Arbeitstexte für den Unterricht
»Behinderte«
Reclam-Verlag
Stuttgart, 1983

(2) ebenda

(3) Sierck, Udo
»Mißachtet-Ausgesondert-Vernichtet«
in: Wunder/Sierck (Hrsg.)
»Sie nennen es Fürsorge«
Verlagsgesellschaft Gesundheit mbH
Berlin, 1982

(4) ebenda

(5) ebenda

(6) Bernsmeier, Helmut
1983, (s.o.)

(7) Hensle, Ulrich
»Einführung in die Arbeit mit Behinderten«
Quelle und Meyer
Heidelberg, 1979

(8) ebenda

(9) ebenda

(10) Sierck, Udo
1982 (s.o)

(11) Bernsmeier, Helmut,
1983, (s.o.)

(12) Klee, Ernst
»Behinderten-Report«
Fischer Taschenburg Verlag
Frankfurt/M., 1974

(13) Steiner, Gusti
»Zur Situation Körperbehinderter in der BRD
von 1945 bis heute«
in: Tagungsbericht der »Interessengemeinschaft behinderter Studenten Berlin«, »Erfahrungsaustausch behinderter Studenten in Ost und West«, Studentenwerk Berlin, Hardenbergstr. 34, 1000 Berlin 12
Berlin 1990

(14) Resolution »Grundsätze zum selbstbestimmten Leben« der »Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben Deutschland e.V. – ISL«, Luitpoldstr. 42, 8520 Erlangen«, April 1991.

Wir verfügen über folgende Titelverzeichnisse, die wir Ihnen auf Anforderung gern zuschicken:

- Belletristik und Sachbücher
- Zum Thema: Pädagogik, Sozialwissenschaften, Medienforschung
- Zum Thema: Dritte Welt, Friedens- und Konfliktforschung, Politische Wissenschaften
- Zum Thema: Wirtschaftswissenschaften, Recht und Verwaltung
- Zum Thema: Philologie, Philosophie, Literatur, Theater, Geschichte, Kunst, Kunstgeschichte, Religion, Musik, Archäologie
- Zum Thema: Architektur, Städtebau/Landesplanung, Umwelt, Biologie, Chemie, Mathematik, Informatik/Datenverarbeitung, Medizin/Psychiatrie, Psychologie, Physik, Technik
- Buchreihen und Zeitschriften

HAAG + HERCHEN Verlag GmbH
Fichardstraße 30 · D-6000 Frankfurt am Main 1
Telefon (069) 550911-13 · Fax (069) 552601
Telex 414838 huh d

Der Schauer der Beziehung zwischen Esmeralda und Quasimodo lebt von der Spannung zwischen Ideal und Gegenbild, zwischen begehrter Schönheit und verachteter Häßlichkeit. Die Tragik des Schicksals Quasimodos liegt in der absoluten – besonders seiner eigenen – Orientierung an dem Ideal. Dieses Buch will freimachen. Wer es nicht nur lesen, sondern auch nutzen will, soll ermutigt werden zur Emanzipation von gesellschaftlicher und eigener Minderbewertung. Das Buch soll anregen, Ursachen zu verstehen, Lösungswege kennenzulernen und eigene »Entdeckungen« zu versuchen.

Analytischer Text und poetische Beschreibung ergänzen sich zu einem Gebrauchsbuch – einer Anregung zu Emanzipation Behinderter.

Dieses Buch ist nicht als Beitrag zur aktuellen Anti-Eugenik-Diskussion geschrieben. Es ist auch keine Reaktion auf die brutalen Übergriffe neo-nationalistischer Kräfte auf Behinderte. Weil es aber die Motive der modernen Verhinderungs- und Vernichtungsstrategien aufdeckt, liefert es wichtige Erkenntnisse und Argumente zu diesen gesellschaftlichen Phänomenen.

Lothar Sandfort, geboren 1951 in Westfalen, wurde 1971 durch einen Verkehrsunfall querschnittgelähmt. Er studierte Psychologie in Köln. Nach Veröffentlichungen zahlreicher Beiträge in Büchern und Zeitschriften legt er mit diesem Buch die Zusammenfassung seiner Erfahrungen von zwanzig Jahren Bewegungsarbeit vor. Er arbeitete in dieser Zeit in verschiedenen autonomen und radikalen Behinderteninitiativen mit. Insbesondere als verantwortlicher Redakteur der Bewegungszeitschrift »die randschau«.